

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weined in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

„Sie scheinen sich für ihn ungemein zu interessieren. Vielleicht hat Ihre Koeiterie einen Grund,“ sagte Lord Tentamour mit eifersüchtiger Heftigkeit, „und ich bessehe jetzt darauf, daß Sie ihr Benehmen ändern, ich verlange, daß Sie mich unverweilt heirathen, denn ich will nicht länger der Spielball Ihrer Launen sein. Meine Ungewißheit muß heute ein Ende nehmen. Sie müssen unseren Hochzeitstag bestimmen.“

In seiner leidenschaftlichen Eifersucht nahm der Lord ein gebieterisches Wesen an, das Lady Diana's Trotz und Aerger herausforderte. Sie wandte sich von dem Fenster ab und trat mit blitzenden Augen und bebenden Lippen auf ihn zu. Von einem ihrer schlanken Finger zog sie einen Ring, in welchem ein großer Brillant gefaßt war, und ließ ihn mit stolzem Schweigen in Lord Tentamour's Hände fallen.

„Diana, was soll das heißen?“

„Das heißt, daß Sie frei sind — und daß ich frei bin! Es heißt, daß Sie nicht länger das Recht haben, Ihre eifersüchtige Wuth an mir auszulassen — ich bin dieser Scenen müde. Unsere Heirath habe ich von Jahr zu Jahr aus Gründen hinausgeschoben, die Sie ebenso gut kennen, als ich; jetzt hat unsere Verlobung ein Ende und ich rathe Ihnen, sich eine andere Braut zu suchen, die demüthiger und unterwürfiger ist, als ich.“

Lord Tentamour lachte bitter und drehte den kostbaren Ring in seinen Händen hin und her. Er wollte eben in einen Schwall von Vorwürfen ausbrechen, als laut an's Hausthor geklopft wurde. Einen Augenblick später führte der Bediente den Gelehrten Mr. Basil Tempest in's Zimmer.

Lord Tentamour beschloß, den Angekommenen nicht allein mit Lady Diana zu lassen, denn er wollte seine schöne Braut nicht aufgeben, und hatte genügendes Selbstvertrauen, um zu glauben, daß er sie zurückgewinnen könnte.

Mr. Tempest trat ernst und höflich ein, sein dunkles, strenges Gesicht trug den gewohnten, gebieterischen Ausdruck und er erkannte auf den ersten Blick die unangenehme Lage, in der Lord Tentamour sich befand. Er wußte, noch ehe ein Wort gesprochen war, daß Lady Diana und Tentamour einen Streit gehabt hatten, ließ aber von seiner Entdeckung nichts merken.

Lady Diana grüßte ihn mit einem Lächeln, das Lord Tentamour's geheime Wuth noch mehr reizte.

„Ich freue mich unendlich, Sie zu sehen, Mr. Tempest,“ sagte die Lady, dem Gelehrten mit bezaubernder Liebenswürdigkeit die Hand reichend, „und es ist ein angenehmes Bewußtsein für mich, daß Sie unter so vielen Ansprüchen an Ihre Zeit meiner nicht vergessen haben.“

Tempest erwiderte einige freundliche Worte und begrüßte dann Lord Tentamour. Die beiden Herren reichten sich nicht die Hände, sondern wechselten einen Blick der Antipathie und waren von diesem Augenblicke an Feinde.

Lady Diana brachte den Naturforscher dazu, von sich und seinen Reisen zu sprechen, was er mit bescheidener Leichtigkeit that, während Lord Tentamour mit verstecktem Hohne zuhörte.

„Wissen Sie,“ sagte Lady Diana nachdenklich, „ich bewundere all' diese Kühnheit, diese Verachtung aller Bequemlichkeit und Behaglichkeit ungemein, und diese Hingebung an die Wissenschaft; aber ich fürchte sehr, daß ich nicht das Zeug zu einem solchen Naturforscher in mir hätte. Nach einem dieser zehn Stunden langen beschwerlichen Ritte durch den feinen, durchdringenden Regen, die Sie beschreiben, würde ich mich nach einem behaglichen, warmen Lager sehnen und mich nicht mit einem Bette auf der harten, kalten Erde begnügen. Und obgleich ich meine Nebenmenschen nicht sehr liebe, würde ich doch das Verlangen gehabt haben, das Ge-

sicht eines Landmannes, anstatt die der häßlichen Mongolen zu sehen."

"Ich hatte nie ein Verlangen nach englischen Gesichtern," bemerkte Tempest, "und hätte auch im Norden China's schwerlich welche gesehen. Die englischen Reisenden ziehen die gebahnten Wege den wilden, die ich einschlug, vor. Ich war fast fünfzehn Jahre lang von England fort und habe in der ganzen Zeit kaum einen meiner Landsleute begegnet. Auf meiner Rückreise nach England wich ich ihnen aus, denn ich war fast zum Menschenfeind geworden; aber trotz meines Ausweichens traf ich auf einem Dampfer, in welchem ich von Genua nach Marseille reiste, einen Engländer, und ich fühlte mich zu ihm hingezogen, als ob er mein eigener Sohn gewesen wäre. Sein Name ist Lord Chetwynd. Kennen Sie ihn vielleicht?"

"Ich kannte seine Mutter," sagte Lady Diana. "Lady Chetwynd heirathete als Wittwe einen armen indischen Oberst, der von seiner ersten Frau, die in Indien gestorben war, zwei Kinder hatte. Sie sagen, die erste, Mrs. Monk, sei eine halbe Asiatin gewesen, und ich glaube, die Geschichte kann wahr sein, denn Miß Monk ist schwarz wie eine Indierin. Der junge Lord Chetwynd hat auf sehr romantische Art geheirathet, seine Frau ist aber bald darauf gestorben. Er ist jetzt wieder mit Miß Monk verlobt, mit der er schon einmal früher verlobt war."

"Er sagte mir, daß seine Frau todt sei, aber ich konnte nach der Art und Weise, wie er von ihr sprach, nicht annehmen, daß er wieder heirathen werde," sagte Tempest.

"Miß Monk war seine erste Liebe und die Wahl seiner Mutter," entgegnete Lady Diana. "Miß Monk ist von ihres Vaters Seite von guter Familie und ist sehr schön. Sie wird in der Londoner Gesellschaft Aufsehen erregen. Lord Chetwynd hätte eine bessere Partie machen können — aber — er hat ja früher eine schlechtere gemacht."

"War die erste Lady Chetwynd keine passende Frau für ihn?" fragte Tempest. "Ich interessire mich so sehr für Chetwynd und möchte gerne etwas mehr von ihm wissen."

"Es läßt sich nichts weiter sagen, als was sich auf seine erste Heirath bezieht," sagte Lady Diana. "Er ist seines Namens und Ranges würdig und zieht es vor, seine Bauern zu unterstützen und den Armen zu helfen, als auf Bällen zu tanzen. Aber er ist kein Sonderling, Mr. Tempest, er ist nur ein warmherziger, enthusiastischer Mensch, voll von Plänen für das Wohl seiner Mitmenschen. Als er seine Frau verlor, brach ihm fast das Herz. Die Heirath war eine Mesalliance. Er war mit Miß Monk verlobt, und sie hatten einen Streit, worauf er in seiner Nacht nach Norwegen und den äußersten Hebriden segelte und aus Gereiztheit gegen Miß Monk ein niedriggeborenes, häßliches, kleines Inselmädchen heirathete. Es war ein toller Streich. Das Mädchen war das Kind von Fischersleuten und war von dem Pfarrer der Insel adoptirt und wie eine feine Dame erzogen worden. Es lebte außer des Pfarrers Familie keine gebildete Familie auf dieser Insel. Und Lord Chetwynd brachte das Kind — sie war kaum über sechszehn Jahre alt — als Herrin nach Chetwynd-Park. Aber sie hat den Glanz und die Größe ihrer neuen Stellung nicht lange ertragen; zwei Monate nach ihrer Ankunft in England verfiel sie in ein hitziges Fieber, das sie in wenigen Tagen dahinraffte."

"Eine traurige Geschichte," sagte Tempest. "Es war

nicht gut, die Alpenblume, die gewohnt war, den eisigen Stürmen zu trotzen, in ein Treibhaus zu versetzen."

"Das war's vielleicht nicht, was sie tödtete," meinte Lady Diana. "Das Mädchen trug sich ganz merkwürdig als Lady Chetwynd. Lady Welby sagte mir, sie wäre die verkörperte Anmuth und, obgleich nicht schön, doch mit seltenem Geiste begabt gewesen. Ihr Benehmen war bezaubernd — kurz und gut, Lady Chetwynd war trotz all' ihrer Mängel ein bewundernswürdiges junges Wesen, und das umsomehr, wenn man bedenkt, daß sie in St. Kilba aufgewachsen ist, wo sie nur von rohen, unwissenden Bauern umgeben war."

Mr. Tempest's Gesicht wurde plötzlich bleich.

"Welche Insel sagten Sie, Lady Diana?" fragte er eifrig.

"St. Kilba — ein nackter Felsblock von einigen Meilen Ausdehnung, mit einem kleinen Dörfchen in der Bucht. Die Insel ist nicht sehr bekannt."

"Diese Geschichte interessirt mich ungemein," sagte Mr. Tempest, dessen Stimme plötzlich heiser geworden war. "Solche romantische Heirathen sind selten; und überdies ist Lord Chetwynd mein Freund. Er hat mich eingeladen, nach Chetwynd-Park zu kommen. Es ist sonderbar, daß er ein Fischermädchen geheirathet haben soll."

"Das Mädchen angelte wahrscheinlich gern und fing bei einer solchen Gelegenheit Lord Chetwynd," sagte Lord Tentamour höhnisch.

"Das Mädchen war keine Fischerin, nur das Kind von Fischern, Mr. Tempest," entgegnete Lady Diana, Lord Tentamour's etwas rohe Bemerkung sofort widerlegend. "Sie wurde von dem Pfarrer und seiner Frau, welche sie als ihr Kind adoptirt hatten, erzogen und trug auch ihren Namen."

"Wie heißt sie?" fragte Tempest.

"Bernice Gwellan. Ein sonderbarer Name, nicht wahr?"

Mr. Tempest wandte sein Gesicht ab, und erwiderte nichts. Die Entdeckung machte ihn sprachlos; aber Lord Tentamour füllte das Stillschweigen mit einigen hingeworfenen Worten aus, und Tempest's Aufregung blieb unbemerkt.

Derselbe bemühterte sich mit riesenhafter Anstrengung und beherrschte sich mit seinem eisernen Willen; und obwohl sein Gesicht blaß und seine schwarzen Augen ungemein düster waren, sagte er dennoch in ganz unbewegtem Tone:

"Diese Geschichte ist sehr romantisch; ihre Schönheit wird nur durch die Thatsache verringert, daß Lord Chetwynd so bald zum zweiten Male heirathet; aber vielleicht ist das gut. Er ist jung und Miß Monk war, wie Sie sagen, seine erste Liebe. Ich werde in einigen Tagen nach Chetwynd-Park gehen, um meinen Reisegefährten zu besuchen."

"Werden Sie in einem Monat nach Asien zurückkehren, Mr. Tempest?" fragte Lady Diana. "Wenn Sie bejahend antworten, werde ich es sehr bedauern."

"Ich bleibe vielleicht länger, als ich anfänglich beabsichtigte," erwiderte der Gelehrte. "Meine Pläne sind noch nicht festgestellt. Ich fange an zu fürchten," und er warf Lady Diana einen bewundernden Blick zu, "daß London bereits eine zu große Anziehungskraft für mich hat und mich hier festhalten wird."

Lord Tentamour schaute ihn mißmuthig an.

"Lady Diana und ich sprachen von Ihnen, ehe Sie kamen, Mr. Tempest," sagte der Lord steif; "und da wir

Ihre Forschungen bewunderten, kamen wir natürlich auch auf Ihre Familie zu sprechen. Sie sind von den Durham Tempest's?"

"Ich bin ein Glied dieser Familie," entgegnete Tempest kalt.

Lord Tentamour, der eine Verneinung erwartet hatte, schwieg.

Tempest dehnte seinen Besuch so lange aus, als es die Schicklichkeit gestattete, dann stand er auf, um sich zu verabschieden, und bemerkte, daß der Verlobungsring, den er am vorigen Abende an Lady Diana's Finger gesehen hatte, heute nicht da war.

Die Rivalen — denn Lord Tentamour sah in Tempest einen wirklichen Nebenbuhler — verließen zusammen das Haus. Vor demselben blieben sie stehen. Tempest lüftete seinen Hut, um sich zu empfehlen, aber Lord Tentamour hielt ihn zurück.

"Wie lange gedenken Sie in England zu bleiben, mein Herr?" fragte der Lord.

"Das kann ich jetzt unmöglich schon sagen. Ich hatte die Absicht, schon in einem Monat nach China zurückzukehren; wie ich jetzt fühle, kehre ich vielleicht nie mehr dahin zurück."

"Sind Sie zu diesem Entschlusse erst seit Ihrem jetzigen Besuche bei Lady Diana Northwick gelangt, nicht wahr?"

"Ihr Scharfsinn macht Ihnen Ehre, mein Lord. Es ist so."

Lord Tentamour's Gesicht röthete sich plötzlich vor Zorn.

"Soll ich daraus entnehmen, daß Sie eines der zahlreichen Opfer von Lady Diana sind?" höhnte er. "Wollen Sie, wie so viele Andere, nach der Hand der reichen jungen Wittve streben?"

"Das Streben steht Jedem frei," sagte Tempest ruhig. "Ich schließe, daß keine Verlobung zwischen Ihnen und Lady Diana besteht, da ich heute keinen Verlobungsring an ihrem Finger sah, und wenn sie durch kein anderes Band gebunden ist, werde ich mich bemühen, sie zu gewinnen, und wenn mir das gelingt, werde ich sie heirathen. Sie soll zwischen uns wählen, mein Lord. Wenn Sie der Bevorzugte sind, will ich ruhig nach China zurückgehen; wenn sie mich liebt, werde ich mich glücklich schätzen und sie bald heirathen."

"Sie sind kaltblütig," sagte Tentamour gereizt. "Die Dame ist meine Braut, und ich verbiete Ihnen Ihre Bewerbungen um sie."

"Ein solches Recht räume ich nur der genannten Dame selber ein," sagte Tempest ruhig; "und Sie werden sich daher schon meine Rivalität gefallen lassen müssen."

Kalt grüßend verließ er hierauf seinen Nebenbuhler, der ihm mit stummer Wuth nachblickte.

Zweihunddreißigstes Kapitel.

Rehren wir jetzt zu Lord Chetwynd zurück, den wir verlassen haben, als er durch den Park rannte, um das vermeinte Gespenst seiner verlorenen Gattin zu verfolgen.

Als Vernice in den dunkleren Seitenweg eingebogen war, lief der Marquis in der breiten Allee weiter, ohne zu wissen, daß sie eine andere Richtung eingeschlagen hatte, und

ließ sie in Folge dessen weit hinter sich zurück, wie wir bereits erzählt haben. Er näherte sich dem Schlosse, und als er endlich seine Eile verminderte, überzeugt, daß die Erscheinung wirklich verschwunden sei, war er bereits am Ende des Parkes, auf dem freien Plage vor dem Schlosse angelangt.

Unentschlossen und verwirrt blieb er einen Augenblick stehen, und in diesem Augenblicke kam Gilbert Monk mit raschen Schritten über den Hof und näherte sich ihm. Lord Chetwynd trat in seiner Aufregung in den Schatten zurück und wollte nicht gesehen werden, aber Monk hatte die dunklen Umrisse einer Gestalt bemerkt, und rief ihm leise mit gedämpfter Stimme zu:

"Heda, halt! Bist Du es, Glad? Ich habe mein Bild bis in den Park verfolgt. Wir müssen jetzt frisch zur Hand sein! Ah, der Teufel! Bist Du es, Rog?"

Seine raschen Tritte hatten ihn bis dicht an den Marquis herangebracht. Er fuhr entsetzt zurück, als er den Lord erkannte, und wurde todtbleich vor Angst, daß er sich verrathen habe.

Aber der Marquis war von seinen aufregenden Gedanken so erfüllt, daß er Monk's seltsame Worte weder recht gehört, noch überhaupt beachtet hatte.

"Hast Du Etwas aus dieser Richtung kommen sehen, Monk?" fragte Chetwynd aufgeregt.

"Keine Seele, lieber Rog," antwortete Gilbert eifrigst. "Suchst Du Jemanden?"

"Ja — nein! Es muß meine Einbildung gewesen sein — doch nein, ich kann schwören, daß es keine Einbildung war. Ich kann es nicht erklären, noch verstehen, aber ich sah sie soeben im Parke wieder, Gilbert."

"Sie — Vernice? Das Gespenst?"

"Ja, das Gespenst, oder was immer es sein mag. Himmel! wie solche Erfahrungen unsere stolzen Theorien Lügen strafen. Ich habe behauptet, daß die Todten nicht wiederkehren können, aber Vernice kommt immer noch zurück, ich habe sie vor nicht zehn Minuten gesehen."

"Unmöglich! Du mußt eine von den Hausmägden gesehen haben, die von einem Stellbildein kam. Wo hast Du das vermeinte Gespenst gesehen?"

"In dem kleinen Buchengange, der in die große Allee mündet."

"Ich will in dieser Richtung nachsehen, um Dich zu beruhigen, Chetwynd, daß die Erscheinung die einer Magd, oder sonst eine Täuschung war. Niemand glaubt an Geister. Ein solcher Irrwahn führt in die alte Zeit ohne Licht der Aufklärung zurück. Du solltest gleich in's Haus gehen, Chetwynd, und Dich an's warme Kaminfeuer setzen. Sylvia soll Dich ein wenig zerstreuen. Ich glaube, Du bist nicht ganz wohl."

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte sich Gilbert Monk ab, eilte mit raschen Schritten dem Parke zu und war in der Dunkelheit bald verschwunden.

Lord Chetwynd schaute ihm einen kurzen Augenblick nach, halb versucht, ihm zu folgen; dann aber ging er langsam und tief aufseufzend dem Hause zu und trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirn, bemüht, sich zu beruhigen, ehe er hineinging.

Gilbert Monk eilte in den kleinen Buchengang und zu seiner Gimmündung in die große Allee — zwei wohlbekannte Punkte in dem weitläufigen, gutgepflegten Park. Er verfolgte

den Weg bis zu dem dunklen, kleinen Seitengange, in den Bernice eingebogen war. Dort blieb er stehen, überzeugt, daß Bernice diese Richtung eingeschlagen habe. So stark war seine Ueberzeugung, daß er ein Zündhölzchen anzündete, und bei seinem Lichte den dunklen Weg untersuchte.

Seine scharfen Augen — jetzt, wo von seiner Raschheit und Klugheit im Handeln seine ganze Zukunft abhing, doppelt geschärft — entdeckten sehr bald die Spuren des Kampfes zwischen Bernice und der alten Ragen.

Ohne eine Sekunde zu verlieren, warf er das Zündhölzchen weg und schlug den kürzesten Weg zu dem Gartenhäuschen nächst dem Teiche ein.

Als er sich demselben näherte, tönte ein wilder Schrei — von Bernice in demselben Augenblicke ausgestoßen, als sie von der alten Ragen über den Balkon in's Wasser geschleudert wurde — an sein Ohr.

Er beschleunigte seine Schritte; aber plötzlich — so plötzlich, daß es ihm fast den Athem raubte — stieß er heftig mit einer Person zusammen, die aus der entgegengesetzten Richtung gelaufen kam. Diese Person war die alte Ragen. Der Zusammenstoß war so gewaltig, daß die Alte taumelnd zu Boden stürzte.

Mont glaubte im ersten Augenblicke, daß das halbbetäubt zu Füßen liegende Geschöpf Bernice sei, die Flack entwischt war.

Er neigte sich über sie; die alte Ragen machte einen Versuch, aufzustehen.

„Bernice,“ sagte Mont leuchtend, „bist Du verletzt? Barmherziger Gott!“

Ein Mondstrahl fiel in diesem Augenblicke auf den rothen Turban und das dunkle Gesicht der Indierin, und er erkannte sie genau. Wie gelähmt blieb er stehen, als sie langsam und ächzend aufstand.

„Was thun Sie hier und zu dieser Stunde?“ fragte Mont. „Was haben Sie vor, Ragen?“

Das alte Weib öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, aber in diesem Augenblicke wiederholte sich der gellende Angstschrei eines in Todesgefahr schwebenden weiblichen Wesens.

Mont wartete nicht länger, um Fragen zu stellen. Er verstand, daß Bernice in Gefahr war. Mit starker Hand schob er die alte Dienerin zur Seite und sprang den Ufern des Teiches zu.

Einen raschen prüfenden Blick warf er auf das Gartenhäuschen und überblickte dann den Teich, dessen Oberfläche auf jener Seite, wo sie nicht von den hohen Bäumen beschattet wurde, im hellen Mondlichte schimmerte.

Ein menschlicher Kopf, von dem bleichen Lichtschein umflossen, zeigte sich auf dem Wasser; halb hob er sich, bald sank er, dann ertönte ein letzter Schrei, ersterbend und klagend durch die stille Nacht — und die murmelnden Wellen schlugen über die Ertrinkende zusammen.

Mont ließ sich keine Zeit, darüber nachzudenken, wie Bernice in den Teich gekommen, er sah nur, daß sie in Gefahr war, und warf Stiefel und Rock ab, sprang in's Wasser und schwamm mit großer Kraft und Behendigkeit auf sie zu.

Als er die Stelle erreichte, an welcher sie nach seinem Ermessen untergegangen sein mußte — kam Bernice zum dritten Male auf die Oberfläche.

Ihr weißes Gesicht tauchte ganz nahe von Mont auf.

Ihre Augen waren starr und weit geöffnet, sie sah wie eine Todte aus. Kein Schrei, kein Aechzen entrang sich ihrer Brust, das dunkle Haar hing aufgelöst herab, ihre Arme lagen schlaff und schwerfällig im Wasser. Eine rasche Bewegung brachte Mont an ihre Seite. Er zog sie mit einem Arme an sich und schwamm mit dem anderen dem kleinen Steindamme unter dem Gartenhäuschen zu, auf den Bernice bei ihrem Sturze aufgefallen war.

Mit Aufwendung seiner ganzen Kraft gelangte er dahin und stieg den Damm hinauf, seine Last mit sich schleppend. Bald hatte er die Thür des Gartenhäuschens erreicht, die im Schatten des oben vorspringenden Balkons lag. Er nahm einen Schlüssel aus seiner Tasche, schloß die Thür auf und trat in das untere Zimmer des Gartenhäuschens ein.

Nachdem er die Besinnungslose auf ein Sopha gelegt, schloß er die Thür zu und zündete ein Licht an, mit welchem er der Ohnmächtigen in's Gesicht leuchtete.

„Wenn sie todt ist,“ murmelte er, „ist mein Spiel verloren. Mein Glück hängt von ihrem Leben ab!“

In großer Angst fühlte er ihr den Puls, er legte seine Hand auf ihr Herz und entdeckte einen leisen, kaum vernehmbaren Schlag. Jetzt wußte er, daß sie lebte.

Er stellte das Licht weg, und eilte zu einem Schranke. Hier befanden sich Vorräthe für den Gebrauch von Schlittschuhläufem und verschiedene Hilfsmittel gegen etwaige Unglücksfälle auf dem Eise.

Schnell goß er etwas Brantwein in einen Becher, und brachte ihn zwischen die Lippen Bernice's, dann rieb er ihre Hände, während er selbst vor Kälte und Nässe zitterte. Plötzlich stieß die Ohnmächtige ein leises Aechzen aus.

„Bernice!“ sagte Mont leise; „Bernice, sprich zu mir!“

Die Genannte schlug die Augen auf und blickte fragend auf ihren Retter.

„Ich bin es — Gilbert,“ sagte dieser. „Warum schaust Du so voll Furcht umher? Niemand kann Dir etwas thun, Bernice. Ich fand Dich dem Ertrinken nahe und rettete Dein Leben heute Abend zum zweiten Male!“

Bernice wollte sprechen, doch Mont, welcher sah, wie schwach sie war, verbot es ihr. Schnell machte er Feuer in den Kamin, welches bald eine behagliche Wärme in dem Raume verbreitete.

Von Mont unterstützt, erhob sich Bernice dann vom Sopha und versuchte, langsam im Zimmer auf und ab zu wandeln. Nach einigen Gängen setzte sie sich indeß wieder auf das Sopha, bleich vor Schmerz.

„Ich habe mir den Arm verletzt, als ich vom Balkon fiel,“ sagte sie. „Er schmerzt mich. Ist er gebrochen?“

Mont untersuchte den verletzten Arm mit großer Sorgfalt; derselbe war nicht gebrochen, hatte aber eine arge Quetschung durch den Sturz in die Tiefe davongetragen.

„Eine einfache Quetschung,“ sagte Mont, „aber sie erfordert eine kühlende Behandlung. In einer Woche wird Alles gut sein. Weist Du, wo Du bist, Bernice?“

„Ja, in dem Gartenhäuschen,“ antwortete diese, sich zum ersten Male, seit sie zum Bewußtsein gekommen war, mit einigem Interesse umsehend.

Das Zimmer war groß und achteckig, die vier Ecken in Erker eingetheilt. Zwei Fenster gingen auf den Teich hinaus, aber die Vorhänge und Läden waren darüber geschlossen. Der Fußboden war prächtig mit hellen und dunklen Parquetten

eingelegt. Vor dem Kamine lag eine Platte. Aus der Mitte des Plafonds hing eine Ampel herab. Ein niedriger türkischer Divan lief an den vier Wandseiten herum, derselbe war von kirchrother Farbe, ebenso die Fauteuils und ein Sopha, die um einen Tisch geordnet standen.

Das wärmende Feuer ließ Bernice, die sich wochenlang in den kalten Dachkammern des Schlosses verborgen gehalten und nach Licht und Wärme gesehnt hatte, dieses Zimmer wie ein Paradies erscheinen. Sie streckte ihre abgezehrten Hände nach den wärmenden Flammen aus.

„Ich glaubte, ich würde ertrinken,“ sagte sie schauernd. „O, Gilbert, warum ließeſt Du mich nicht sterben? Ich verlange nicht zu leben. Du haſt mein Leben zweimal gerettet; aber wozu?“

„Das wird sich seiner Zeit schon zeigen,“ antwortete Gilbert Mont lächelnd. „Es macht mich unendlich glücklich, zum zweiten Male das Werkzeug Deiner Lebensrettung gewesen zu sein. Die Vorsehung hat mich zweimal zu Deiner Befreiung geschickt, und ich fange an zu glauben, daß unsere Geschicke ſeltſam verknüpft ſind. Doch jetzt ſage mir, warſt Du des Lebens ſo überdrüſſig, daß Du einen Selbſtmordverſuch machteſt?“

Bernice ſchaute mit ungeheucheltem Erſtaunen zu ihm auf.

„Kannſt Du das von mir glauben?“ fragte ſie. „Ich wünſche mir wohl den Tod, aber ich werde mir nie das Leben ſelbſt nehmen, Gilbert — niemals. Das wäre ebenſo gut ein Mord, als wenn ich Dich umbrächte.“

„Wie fromm Du biſt,“ ſagte Mont ſinnend; aber wenn Du Dich nicht ſelbſt in's Waſſer ſtürzteſt, wie kamſt Du hinein?“

Bernice erröthete, als ſie erwiderte:

„O, Gilbert, ſie wollte mich ermorden! Sie erfaßte mich im Parke, ſchleppte mich auf den Balkon des Gartenhäuſchens und ſchleuderte mich in den Teich. Sie wollte mich tödten, obgleich ich ihr nie etwas gethan habe.“

„Sie! — Wer?“

„Die alte Ragen — Sylvia's Amme. Habe ich ihren Namen nicht genannt?“

Mont erſchrak. Er hatte in ſeiner Angſt und Aufregung bis jetzt ſeinen Zuſammenstoß und die Begegnung mit der alten Indierin ganz vergeſſen.

„Wie?“ rief er aus, „haſt Du mit ihr gerungen, Bernice? Verſuchte ſie, Dich zu ermorden?“

„Ja, ja!“

„Und ſie erkannte Dich?“

„Ja, ſie erkannte mich.“

„Hielt ſie Dich nicht für ein Geſpenſt?“

„Nein. Sie hat ſchon lange geargwohnt, daß das Geſpenſt von Chetwynd-Park die lebende Lady Chetwynd iſt,“ ſagte Bernice. „Ich kann nicht begreifen, wie ſie dazu kam, die Wahrheit zu ahnen, Gilbert, aber eines Abends lauerte ſie mich hinter der Thür von Sylvia's Badezimmer auf. Ich war in meinen alten Zimmern geweſen, um einen Blick auf Rog zu werfen, und hatte mir einen Shawl geholt und mich in denſelben eingehüllt. Als ich an der Thür von Sylvia's Badezimmer vorbeikam, ſprang die alte Ragen in ihrer geräuſchloſen, ſagenartigen Weiſe auf mich los und riß mir den Shawl von den Schultern. Ich entfloh, und ſie behielt den Shawl als einen Beweis, wie ich vermuthete, daß ich kein Geſpenſt, ſondern ein lebendes Weſen bin.“

„Ich wußte immer, daß ſie ſchlau iſt wie der Teufel,“ murmelte Mont, „ſie iſt die einzige Perſon in der Welt, die ich fürchte. Und ſie hat das Geheimniß des Geſpenſtes errathen! O, Bernice, Du hätteſt in Mawr-Caſtle bleiben ſollen, denn Du haſt Dich hier in große Gefahren geſtürzt. Wie kam ſie heute Abend über Dich?“

„Ich war es überdrüſſig, in den kalten Dachkammern zu bleiben,“ ſagte Bernice, „und ſehnte mich mit ganzer Seele nach friſcher Luſt, nach Bewegung im Freien. Heute Abend lockte mich der Mondſchein, daß ich nicht widerſtehen konnte. Ich zog dieſes weiße Kleid an, raffte meine lange Schleppe zuſammen, hing meinen langen, ſchwarzen Mantel über und ſchlich mich über die Thurmſtiege hinaus. Als ich im Parke eine Allee durchkreuzte, erblickte ich Rog, meinen Gatten, und blieb wie feſtgebannt ſtehen. Er blieb auch ſtehen, und als ich floh, folgte er mir. Ich lief in einen ſchmalen Seitengang hinein und verbarg mich dort, bis Rog vorüber war. Da, als ich weiter fliehen wollte, ſprang die alte Ragen wie eine Tigerin auf mich zu; ich wehrte mich, aber ſie hielt mich feſt und ſchleppte mich hierher zu dem Balkon. Dort ſprach ſie zu mir und ſchleuderte mich plötzlich in's Waſſer.“

„Jetzt verſtehe ich.“

„Ich bin eine gewandte Schwimmerin, aber im Fallen ſtieß ich mit meinem Arm gegen die Steine des Dammes und verletzete mich, wodurch ich ein Spiel der Wellen wurde. Was mit mir weiter vorgegangen, weiß ich nicht, denn ich verlor die Beſinnung und kam erſt in dieſem Zimmer wieder zum Bewußtſein.“

Mont ging einige Male im Zimmer auf und ab.

„Bernice,“ ſagte er plötzlich, „wer iſt Dein beſter Freund?“

„Du,“ antwortete die Marquiſe mit kindlich hingebendem Vertrauen.

„Ja, ich bin Dein beſter Freund, Bernice. Heute Abend habe ich wieder Dein Leben gerettet und Dir meine treue Freundschaft bewieſen. Willſt Du mir alſo unbedingt vertrauen, Bernice? Willſt Du meine Wünſche beachten und mir nach Mawr-Caſtle folgen?“

Das Geſicht Bernice's wurde bleicher, aber ſie erwiderte muthig:

„Ich verdanke Dir Alles, wie Du ſagſt, Gilbert, und wenn Du es verlangſt, will ich nach Mawr-Caſtle zurückkehren — und — und Rog verlaſſen — und die theuere Heimath, die ich ſo ſehr liebte, und Alle —“

„Und die mörderiſche alte Ragen, die nicht ruhen wird, bis ſie Dein Leben zerſtört hat?“ unterbrach ſie Gilbert Mont. „Ich muß Dich aus ihrem Bereich bringen, denn die Alte iſt ihrer Herrin ergeben und weiß, daß Sylvia mit Chetwynd verlobt iſt. Wahrſcheinlich fürchtet ſie, daß Du ihre Heirath rückgängig machen könnteſt, welche zwar giltig ſein würde, denn nach dem Geſetze biſt Du, da Du einmal begraben wurdeſt, todt, aber Dein Wiedererſcheinen würde einen Skandal verurſachen. Außerdem beſitzt Sylvia zu viel Großmuth, um Rog zu heirathen, wenn ſie wüßte, daß Du lebeſt. Daher hat dieſe alte Ragen, als ſie entdeckte, daß Du lebeſt, beſchloſſen, Dich zu beſeitigen. Sie wird nicht ruhen, bis ſie ihre Abſicht ausgeführt hat, wenn ich Dich nicht vor ihr verberge.“

„Dann bring' mich nach Mawr-Caſtle zurück, Gilbert.“

„Du biſt alſo bereit, Deinem Plane der Selbſt-

aufopferung treu zu bleiben, Bernice? Du willst in der Verborgtheit bleiben, von Rog und Sylvia todt geglaubt, und sie einander heirathen lassen?"

Bernice nickte zustimmend.

„Mrs. Crowl ist in Castbourne und Flack treibt sich hier in der Nähe herum. Ich will ihn in's Dorf nach einem Wagen schicken und Du sollst nach Castbourne in Mrs. Crowl's Wohnung fahren. Bis morgen Abend kannst Du bei Mrs. Crowl bleiben und dann dicht verschleiert nach London reisen. Mrs. Crowl und Flack werden Dich in's Schloß zurückbringen.“

„Meine Kleider sind naß,“ sagte Bernice, „ich fühle mich sehr unbehaglich und kann unmöglich in diesem Zustande nach Castbourne gehen. Die alte Ragen hat mir meinen Mantel geraubt, aber ich habe eine Tasche mit Kleidern in dem kleinen grauen Thurmzimmer; auch mein Reiseanzug ist dort. Kannst Du mir die Sachen holen?“

„Ich will danach gehen und mich zugleich auch selbst umkleiden, während Flack einen Wagen besorgt. Du wirst hier bleiben, Bernice? Du wist mir nicht, wie schon früher einmal, entflüpfen?“

„Nein, ich werde hier sein, wenn Du zurückkommst. Glaubst Du, Gilbert, daß die alte Ragen wiederkommen wird, um zu sehen, ob ich todt bin?“

„Sie lauert vielleicht schon in der Nähe. Halte die Thüren in meiner Abwesenheit versperrt; auch will ich Dir meinen Revolver geben, daß Du Dich im Nothfalle vertheidigen kannst. In einer halben Stunde bin ich zurück.“

Nach diesen Worten verließ Gilbert Monk das Gartenhaus und eilte durch den Park in's Schloß zurück.

Dreißunddreißigstes Kapitel.

Bernice war nur einige Augenblicke in dem Schweizerhäuschen allein, als sie ein eigenthümliches Krachen an der Thüre hörte, durch welche Monk fortgegangen war. Sie hatte sich soeben auf das Sopha vor dem behaglichen Feuer niedergelegt, und die Wärme, welche ihre durchnässten Kleider durchdrang, that ihr ungemein wohl; aber als das leise Geräusch an ihr Ohr drang, erhob sie sich zur Hälfte, neigte ihren Kopf horchend zur Seite und wartete, bleich vor Angst, was weiter folgen werde.

Daß die alte Ragen Gilbert Monk's Entfernung beobachtet haben müsse, und jetzt zurückgekehrt sei, um sich Eintritt in das Gartenhaus zu verschaffen, stand bei Bernice fest.

„Ich kann mich gegen sie vertheidigen,“ dachte sie daher. „Gilbert wird bald zurück sein, und bis dahin kann ich die Belagerung aushalten.“

In diesem Augenblicke hörte es sich an, als wenn Metall gegen Metall klorrte. Bernice wurde bleich bei dieser Wahrnehmung, denn es stand außer Zweifel, daß die alte Ragen einen Schlüssel zum Gartenhause besaß, und sich jetzt bemühte, den im Schlosse steckenden herauszustößen.

Mit dem Aufgebote ihrer ganzen Kraft sprang Bernice von dem Sopha auf und rannte zur Thür. Kaum hatte sie dieselbe erreicht, als der Schlüssel aus dem Schlosse sprang. Blitzschnell drückte Bernice denselben in's Schloß zurück, drehte ihn um und hielt ihn mit aller Kraft fest.

Ein leises Murren außerhalb der Thür gab Bernice die Gewißheit, daß die Ragen wußte, ihre Anwesenheit und Absichten seien verrathen.

Bernice warf einen raschen Blick auf den Ramin. Holzstäbe und Späne lagen dort umher. Sie suchte einen aus, von dem sie glaubte, daß er ihre Vertheidigung verstärken könne, dann glitt sie so geräuschlos als möglich zur Thür zurück, steckte den langen Stock durch den Schlüsselring und drückte das Ende des Stodes zur Erde.

„So,“ sagte sie zu sich selbst, „das wird ihren Eintritt verhindern.“

Lauschend neigte sie hierauf ihr Ohr und hörte draußen ein leises, unterdrücktes Athmen.

Einige Minuten vergingen, und dann versuchte die alte Ragen, leise den Schlüssel im Schlosse zurückzudrehen. Vergeblich. Bernice's Geistesgegenwart hatte sich mehr als nützlich erwiesen. Der Schlüssel konnte weder umgedreht, noch aus dem Schlosse gestoßen werden.

Bernice hörte, wie die alte Ragen draußen in indischer Sprache leise Flüche murmelte und sich dann fortschlich. Bernice lauschte, konnte aber nicht errathen, welchen Weg ihre Feindin eingeschlagen hatte.

Ein schwaches Geräusch beim nächsten Fenster verrieth, daß die Alte ihren nächsten Angriff von der Wasserseite des Hauses zu machen gedenke. Bernice lief zu den Fenstern. Sie waren von innen mit schweren Holzläden geschlossen, die wieder mit festen Eisenstangen zugehalten waren. Man hatte sie eigens so verschlossen, um das Eindringen von Dieben und Landstreichern zu verhüten, die sonst in dem Gartenhäuschen einen angenehmen Schlupfwinkel gefunden hätten. Es war unmöglich, daß Ragen durch die Fenster eindringen konnte, und das erkannte diese sowohl draußen als Bernice drinnen.

Ragen schlug mit einem Stein eine Fensterscheibe ein und traf mit aller Gewalt den Holzladen, der jedoch davon nicht erschüttert werden konnte.

Ein plötzliches Schweigen folgte diesem Angriffe.

„Sie erklettert die äußere Stiege,“ dachte Bernice, im Geiste jeden Schritt ihrer Feindin verfolgend; „sie schleicht den Balkon entlang, sperrt das obere Zimmer auf, ah, jetzt höre ich ihre Schritte über mir. Sie beabsichtigt, über die innere Stiege herunter zu kommen, die Thüre dort von außen zu öffnen und sich auf mich zu stürzen.“

Die leisen Tritte auf der inneren Stiege verriethen, daß das genau Ragen's Absicht war.

Bernice flog zu der Thür, welche zu der Wendeltreppe im Innern des Gartenhäuschens führte. Diese Thür war verschlossen, aber es steckte kein Schlüssel im Schloß. Bernice schien also hier in Ragen's Hände gegeben zu sein.

Aber der Muth verließ sie nicht. Sie kümmerte sich nicht um das Geräusch, das sie machte, sondern rückte trotz ihres verletzten Arms das Sopha zur Thür und häufte dann Stühle darauf. Sie versuchte den Tisch zu heben, aber das überstieg ihre Kräfte, da ihr linker Arm in Folge der Verletzung stark geschwollen war und heftig schmerzte.

(Fortsetzung folgt.)

Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

Einmal gar glaubte ihr Begleiter Mrs. Relydale in Lebensgefahr und sprengte einige Schritte heran, doch sie winkte ihm, zurückzubleiben und rief:

„Seien Sie meinethwegen unbesorgt! Ich bin in meinem Leben über weit gefährlichere Stellen als diese hinweggeritten und kein Nerv meines Körpers hat gezuckt! Es wird also für mich auch heute keine Gefahr geben!“

Darauf ritt sie schneller und weiter noch als bisher voraus, als ob sie entschlossen sei, sich nicht wieder einholen zu lassen, und ihre Gefährten, annehmend, daß sie ihre Gesellschaft nicht wünsche, folgten ihr langsam und in ernstem Gespräch, das die trübe Gegenwart und nächste Zukunft nur allzu sehr rechtfertigte. —

Dreizehntes Kapitel.

Ein Ritt am Meeresufer.

Endlich brachte Mrs. Relydale ihr Pferd zum Stillstand, ließ ihre Begleiter herankommen und sagte, sie ernst, ja gedankenvoll betrachtend:

„Es ist wohl richtiger, nach Hause zurückzureiten! Sir William möchte unsere Anwesenheit entbehren.“

Damit wandte sie ihr Pferd der Stadt zu und gestattete ihrer Stieftochter und dem jungen Manne, die Beide ihrem Beispiele gefolgt waren, neben ihr den Heimweg zu verfolgen, das heißt, in gestrecktem Galopp, den sie anführte, und wobei sie mit vor Aufregung glühenden Wangen rief:

„Die alte Zeit scheint wahrlich noch einmal wieder zu kehren! Seit Jahren habe ich nicht einen Genuß wie diesen gehabt! Bin ich erst Herrin von Over Court, so sollen meine kostbaren Pferde weit und breit bekannt werden!“

Durch diese Worte peinlich berührt, schwieg Eleanor, Archibald dagegen sagte:

„Sie sind wohl eine leidenschaftliche Reiterin, Mrs. Relydale?“

„Ich war es vor meiner Verheirathung, Mr. Hope, habe aber seitdem das Reiten, wie so Manches, was mir sonst Freude machte, aufgegeben und aufgeben müssen, ohne mich deshalb zu beklagen! — Aber ich spreche da Unsinn, den weder Sie noch Elley verstehen und begreifen — so wenig wie Sie mich begreifen werden, bevor Sie mich nicht richtig kennen gelernt haben!“

Sie spornte bei diesen Worten wiederum ihr Pferd zu rascherem Lauf an, ihren Gefährten mit ihrer Reitpeitsche ein Zeichen gebend, daß sie zurückbleiben sollten. Eleanor blickte ihr gedankenvoll nach.

Nach einer längeren Pause sagte Archibald:

„Ihre Stiefmutter ist offenbar keine glückliche Frau, Miß Relydale, und daher — verzeihen Sie, daß ich mir

diese Bemerkung erlaube — wird sie in der Zukunft kaum zu Ihrem Glücke beitragen können.“

„Ich erwarte von der Zukunft kein Glück, Mr. Hope.“

„So habe ich für Sie gesorgt oder vielmehr gedacht —“ hier warf sie ihm einen forschenden, prüfenden Blick zu — „und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß Agnes Prayse Ihnen eine bessere Gesellschafterin sein wird. Ihre Eltern werden sie zwar nicht lange entbehren wollen, dies ist auch kaum nöthig, doch müssen Sie nach meiner Ueberzeugung die erste Zeit nach Ihrem Ihnen gewiß bald bevorstehenden schweren Verlust eine andere Umgebung als Mrs. Relydale haben.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Fürsorge, Mr. Hope, doch läßt sich Ihr Plan nicht ausführen. Meine Stiefmutter würde Agnes mit Mißtrauen betrachten und ihr das Leben auf jegliche Weise verbittern. Ich werde schon allein mit ihr fertig werden, obgleich sie mich nie freundlich behandelt, denn ich kann sie nicht Mutter nennen, wie sie es wünscht, weil es mir ein Unrecht gegen die so früh Geschiedene scheint, wenn ich ihr den so theuren Namen gebe.“

Eleanor Relydale hatte die letzten Worte in tiefer Erregung gesprochen und ließ, von ihren Erinnerungen überwältigt, eine längere Pause folgen. Auch ihr Begleiter schwieg, denn auch ihn beschäftigten ernste Gedanken und nicht ohne Besorgniß betrachtete er das schöne Mädchen an seiner Seite, deren Beschützer und Freund zu sein er ihrem Großvater so heilig gelobt hatte.

Plötzlich unterbrach Miß Relydale das Schweigen, und mit der Hand auf ihre Stiefmutter deutend, rief sie angstvoll aus:

„Schnell, schnell, Mr. Hope! oder das Pferd rennt mit ihr in die See!“

Der Anblick, der sich darbot, rechtfertigte allerdings ihre Angst, denn Aufregung oder Selbstvergeffenheit hatten Mrs. Relydale ihnen weit voran getrieben, und nicht zufrieden damit, ihr Pferd in stetem Galopp zu halten, trieb sie es auch so dicht an die niedrige Mauer, welche hart an dem hohen Seeufer errichtet war, daß es von ferne aussah, als müsse sie hinüberstürzen.

Allein entweder wünschte sie keinen Beistand, oder bedurfte dessen wirklich nicht, denn als sie ihre Begleiter herankommen hörte, trieb sie ihr Pferd zu noch größerer Eile an und hielt erst in der Nähe der Stadt in ihrem tollen Mute inne. Dann wandte sie sich zu ihnen und sagte mit unheimlich funkelnden Augen:

„Ein herrliches Vergnügen, das ich so lange nicht genossen! Ich habe Lust, es recht bald zu wiederholen!“

„Ich habe mich Ihnen wegen fürchtbar geängstigt, Mrs. Relydale,“ sprach Eleanor mit leisem Vorwurf, „denn Sie schienen in der größten Lebensgefahr zu schweben.“

„Es war nicht die geringste Gefahr vorhanden,“ entgegnete verächtlich die unerklärliche Frau, „und Du brauchst

Dich nie um mich zu ängstigen, sobald ich zu Pferde sitze. Reite übrigens jetzt voran, ich habe ungestört mit Mr. Hope zu reden."

Eleanor folgte sogleich dieser Aufforderung ihrer felsamen Stiefmutter, und als sie außer Hörweite war, sagte diese zu ihrem mit einiger Spannung ihrer Worte wartenden Begleiter:

"Sind Sie zufrieden mit dem, was ich für Sie gethan? Haben Sie die Gelegenheit benutzt, welche ich Ihnen verschafft? Wenn nicht, so dürfen Sie sich nicht beklagen, daß es nicht in Ihrer Macht gelegen, sie sich zu sichern."

Die Sprecherin deutete bei diesen Worten auf die anmuthige Gestalt, die in einiger Entfernung vor ihnen ritt.

"Mrs. Relydale —" sagte Archibald Hope verwirrt, den Sinn ihrer Worte nicht fassend.

Diese aber unterbrach ihn heftig, und die Aufregung ließ ihre Stimme noch heiserer als bisher klingen:

"Sie ist jung und wäre vielleicht Ihren Worten zugänglich gewesen. Sie sind, wie ich glaube, ein rechtschaffener Mann, weshalb haben Sie diesen einzigen Augenblick nicht wahrgenommen, sich ihr als wahrer Freund zu zeigen und sie zu retten?"

"Mrs. Relydale, ich bin wirklich nicht im Stande, Ihre Worte zu fassen —"

"Ich sage Ihnen, daß Sie bald genug Reue empfinden werden, denn auf meinen Beistand können Sie nicht mehr rechnen, ich werde Ihnen fortan sogar als Feindin gegenüber stehen! — Ich weiß, daß Sie jenes Mädchen lieben, Archibald Hope, — denn Ihre Blicke haben es mir verrathen — und ich habe mein Möglichstes gethan, ganz gegen meinen und meines Vaters Vortheil, damit Sie die Geliebte für sich gewinnen sollten, klagen Sie mich also nicht an für das, was später vielleicht geschieht!"

Nach diesen Worten versetzte sie ihrem Pferde einen leisen Schlag mit ihrer Reitgerte und war gleich darauf an Eleanor's Seite, indeß der junge Mann ihr langsam und gedankenvoll folgte, und über Mrs. Relydale's unbegreifliche Reden nachsann.

Nach langem, reiflichem Ueberlegen kam er zu dem Schluß, daß Unglück und viel traurige Erfahrungen in ihrem ehelichen Leben mit Richard Relydale ihren Verstand angegriffen haben mußten, denn nur in einem solchen Geisteszustand konnte sie von Gefahren sprechen, die ihrer Stieftochter drohen sollten.

Sicherlich stand Eleanor Relydale im Hause ihres Vaters keine glückliche Zukunft bevor, allein eigentlichen Grund zu Besürchtungen für sie vermochte Archibald Hope, so viel er auch nachdachte, nicht zu entdecken. Wie aber stand es mit dem, was sie, diese so sonderbare, ihm unerklärliche Frau, die er noch nicht zwei Tage kannte, in Bezug auf ihn gesagt? — Er mußte sich gestehen, daß sie ihn schnell und richtig durchschaut, daß er Eleanor Relydale heiß und innig liebte, wie nie ein anderes Wesen auf der Welt. Die Aufgabe seines Lebens sollte es sein, sich ihre Gegenliebe zu gewinnen und dann, trotz aller vielleicht ihm entgegentretenden Hindernisse, sich ihren Besitz zu erzwingen.

Vierzehntes Kapitel.

Sir William's letzte Augenblicke.

Als nach dem Ausreiten der Herrschaften Job Fritton in das Krankenzimmer zurückkehrte, fand er zu seinem Erstaunen Sir William aufrecht im Bette sitzen, während seine schmalen weißen Hände auf der Decke ruhten, fest in einander geschlungen, wie sie auf der Leopardendecke geruht, wenn er in seinem Rollstuhle unter den alten Büchern von Carrisford saß.

"Sind sie fortgeritten, Job?" fragte er den alten treuen Diener.

"Ja, Sir William!" entgegnete dieser. "Weshalb aber strengen Sie sich an, aufrecht zu sitzen, wenn doch das Liegen besser für Sie ist?"

"Habe ich nicht die ganze Zeit gelegen?"

"Ja, Sir William, allein die Aerzte wünschen es!"

"Die Aerzte wissen, daß keine Hilfe mehr für mich ist und lassen mich gewähren, Job! — Setz Euch jetzt zu mir, wir wollen mit einander reden!"

Job, der seinen Herrn unausgesetzt betrachtet hatte, fand zu seinem großen Kummer ihn ungewöhnlich schwach und bleich. Seiner Aufforderung nachkommend, setzte er sich dicht an sein Bett und Sir William fuhr fort:

"Sie sind also zusammen weggeritten? Nun, ich hoffe, Mr. Hope wird Miß Relydale unter seinen Schutz nehmen. Haben sie den Weg rechts oder links hinaus eingeschlagen?"

"Sie sind links hinaus geritten."

"Sprachen sie zusammen?"

"Ich habe nicht besonders Acht darauf gegeben."

"Nicht, Job?" entgegnete mit einiger Entrüstung der Kranke. "Wozu habe ich Euch denn mit hierher nach Torquay genommen?"

"Um Sie zu pflegen, Sir William!"

"Das thut Miß Relydale, Job! Sie allein pflegt den kranken Greis bis an sein Ende. Wer aber wird einmal, wenn ich Sie verlassen, für sie sorgen und sie schützen?"

Die Stimme des Kranken klang ungemein traurig, als er diese Worte sprach.

"Nicht jener Kaufmann aus Glasgow, hoffe ich," sagte halblaut Job Fritton.

"Weshalb nicht, Job? Archibald Hope ist ein Gentleman —"

"Auch wohl sein Bruder, der gern die Menschen wie die Hasen und Hühner niederschleift?"

"Ich sehe, Ihr könnt noch immer den alten Groll gegen Maurice Hope nicht vergessen, Job!"

Dieser ward der heftigen Antwort, die er im Begriff war, zu ertheilen, durch ein lautes Klopfen an der Hausthür überhoben; denn obgleich außer ihm noch ein anderer Diener Sir William begleitet hatte, ließ er sich die Controle über Diejenigen, die in der Villa ein- und ausgingen, nicht nehmen. So verließ er denn auch das Krankenzimmer, um nachzusehen, wer gekommen, kehrte aber schnell mit einem umfangreichen Briefe zurück.

"Ein Brief für mich?" fragte hastig der Baronet. "Geh her, Job —"

"Sie sind so unruhig, Sir William — die Aufregung könnte Ihnen schaden —"

"Nicht doch, Job! Ich fühle mich kräftiger und wohler

diesen Morgen, und werde nicht lange mehr hier bleiben. Könnte ich doch noch einmal wieder genesen und das alte Haus, sowie die Buchen von Carrisford, die Archibald Hope mir gelassen, wiedersehen — — aber den Brief her und auch meine Brille, Job!"

Der alte Diener kam zögernd diesem Wunsche nach und kaum hatte der Greis einen Blick auf die Adresse geworfen, als er halblaut, jedoch voll bitterer Enttäuschung, denn er hoffte noch immer seinen Sohn zu sehen, sagte:

„Bon Prayse! Was mag der mir nur mitzutheilen haben?“

Mit einem tiefen Seufzer erbrach er das Siegel.

Diesen tiefen Seufzer verstehend und begreifend, zog sich Job, Miß Relydale grollend, daß sie ihren Großvater gerade jetzt verlassen, in's Fenster zurück und dachte darüber nach, was wohl der große Brief aus Carrisford enthalten könne, und ob der Verwalter diesen so nothwendig habe schreiben müssen. Als er hierüber zu keinem genügenden Schluß kommen konnte, fragte er sich, ob wohl wirklich Sir William, wie er behauptet, kräftiger geworden sei, um bald die Rückreise nach Aver Court antreten zu können. Diesem Gedanken folgte, wie so natürlich, die Vorstellung von dem möglich baldigen Ableben des Baronet, und die unausbleiblichen Folgen desselben, denn er kannte Richard Relydale nur zu gut, um nicht zu wissen, daß mit ihm große Veränderungen über das alte Herrenhaus kommen würden.

Einzig und allein mit der Zukunft beschäftigt, hatte er des Kranken ganz vergessen und daher nicht bemerkt, wie dieser beim Lesen des langen Briefes immer aufgeregter geworden, wie seine schwachen Hände heftig gezittert und seine Züge einen strengen finsternen Ausdruck angenommen hatten. Erst als er ein Geräusch neben sich vernahm, blickte er sich um, und sah zu seinem namenlosen Staunen und Schrecken, in einen langen, weiten Schlafrock gehüllt, Sir William neben sich stehen.

„Sir William, Sie außer dem Bett?“ brachte er mühsam hervor. „Wie konnten Sie das nur thun? Was wird Miß Relydale sagen, die jeden Augenblick hier sein kann?“

„Kleidet mich an, Job!“ gebot der Baronet mit fester Stimme. „Ich reise sogleich nach Carrisford ab!“

„Nach Carrisford? Das ist nicht möglich!“

„Einem Relydale ist Alles möglich! Man hat meine Abwesenheit benutzt — — mein Sohn Richard ist schon in Aver Court, und nimmt dort meine Stelle ein, während ich hier noch am Leben bin! — Das soll nicht sein! Nein, er soll und muß wieder fort! Kleidet mich an, Job, ich will hin und ihm sagen, daß er nicht eher einziehen darf, als bis die Trauerfahne auf Aver Court meinen Tod verkündet hat!“

Job Fritton mußte dem Befehle seines Gebieters nachkommen, wenngleich er überzeugt war, daß er lebend den alten Familiensitz nicht erreichen würde. Er kleidete ihn also sorgfältig für die Reise an, zugleich die Hoffnung hegend, daß Miß Relydale noch rechtzeitig von ihrem Spazierritt heimkehren und ihn durch ihre Bitten veranlassen werde, den Plan aufzugeben.

Sie kam jedoch nicht; der alte Diener aber hatte sein Werk vollendet und mit fester Stimme sagte der Baronet:

„Nehmt Handschuhe und Stod, Job, und gebt mir Euren Arm, ich will unten im Wohnzimmer ihrer Rückkehr warten!“

Arm in Arm gingen Herr und Diener die breite Treppe hinab und erreichten glücklich das Zimmer. Sir William ließ sich nicht ohne Beschwerde in einen Sessel am Ramin nieder, während Job in seiner Nähe blieb.

Es trat eine längere Pause ein und Job bemerkte nicht ohne Besorgniß, daß die Spannung in den Zügen seines Herrn bereits nachließ und die Schwäche ihre Rechte geltend machte.

„Wie lange sie ausbleiben,“ flüsterte Sir William, „und mir sind die Minuten so kostbar!“

Gleich darauf vernahm der angestrengt lauschende Job den Hufschlag mehrerer Pferde, und als er durch das Fenster aufmerksam in die Ferne blickte, erkannte er die sehnsüchtig Erwarteten.

„Sie kommen, Sir William,“ sagte er, „und werden sogleich hier sein!“

Behend vor Aufregung blieb der Baronet in seinem Sessel. Als er aber den leichten Tritt seiner Enkelin auf der Treppe vernahm, ergriff er Job's Arm und ging ihr entgegen.

Noch im Reitanzuge mit ihren Begleitern in's Zimmer tretend, sah Eleanor zu ihrem unbeschreiblichen Schrecken ihn, den sie ruhig in seinem Bette glaubte, schwankend und geisterbleich vor sich stehen, während seine Züge noch den Ausdruck unveröhnlicher Strenge trugen. Nur mit Mühe unterdrückte sie einen lauten Aufschrei, fragte jedoch mit staunender Stimme:

„Um Gotteswillen, Großpapa! was hast Du vor?“

„Wir reisen, Kind, sogleich! Es geht nach Aver Court, Elley!“ entgegnete er hastig, sich zu gleicher Zeit von Job losmachend. „Dein Vater hat bereits von dem alten Hause Besitz ergriffen — noch aber bin ich da und so lange ich lebe, werde ich das nicht gestatten!“

Er wankte bei diesen heftig hervorgestoßenen Worten und wäre unfehlbar zu Boden gestürzt, hätte ihn nicht Archibald Hope in seinen Armen aufgefangen.

„Großvater! mein theurer, lieber Großvater — —“ rief Miß Relydale, seine beiden Hände ergreifend, hielt aber erschrocken inne, denn in seinem Antlitz ging bereits jene, den Anwesenden nur zu wohlbekannte, Veränderung vor, die Augen schlossen sich, die hohe Gestalt hing willenlos in den Armen des jungen Mannes, seine Hände ruheten schlaff in denen seiner Enkelin — denn Sir William Relydale hatte aufgehört zu leben! — —

„Tobt! mein Großvater ist todt!“ flüsterte Eleanor, und blickte mit unsäglichem Schmerz auf den Greis, der ihr bisher im Leben Alles gewesen. Auch Archibald Hope, ihn sanft in den Sessel niederlassend, neigte sich tief bewegt über ihn, ward aber plötzlich von Job Fritton, der gleich Mrs. Relydale bisher unbeweglich und sprachlos dagestanden, jetzt jedoch in einen lauten Schmerzensschrei ausbrach, heftig zurückgestoßen.

„Weshalb stehen Sie da?“ sprach er mit kaum vernehmbarer Stimme. „Er war Ihnen nichts und Sie haben kein Recht an ihn, nur sie — dabei blickte er auf Miß Relydale — und ich haben allein ein Recht, um ihn zu trauern!“ Und das bleiche, ernste Antlitz an seine Brust legend, fügte er mit unbeschreiblicher Trauer hinzu:

„Mein lieber alter Herr! Wir haben so viele Jahre zusammen gelebt, und nun sind Sie mir doch vorangegangen!“ —

Fünfzehntes Kapitel.

Nachrichten von Maurice.

Sir William Relydale war todt, und Sir Richard Relydale in aller Form sein Nachfolger geworden. Die jüngeren Diener in Aver Court freuten sich dieser Veränderung, denn sie hofften auf ein lustiges, munteres Leben unter dem neuen Gebieter. Diejenigen jedoch, die in dem Herrenhause ergraut waren, und unter ihnen Mrs. Edwards, betrauertem aufrichtig den alten Herrn, der fern von ihnen in Devonshire gestorben und begraben war.

Seinem besonderen Wunsche gemäß ward Sir William auf dem Friedhofe von Torquay und nicht in der düsteren Familiengruft von Carrisford begraben, und nur vier Leichtragende — seine Enkelin, ihre Stiefmutter, Job und Archibald Hope, der seine Reise hinausgeschoben — folgten seinem Sarge zur letzten Ruhestätte. Sein einziger Sohn und Mr. Prayse waren nicht zu der Beerdigungsfeier erschienen; letzterer war durch einen heftigen Gichtanfall verhindert, während ersterer an Archibald Hope schrieb, daß die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters ihn auf's Krankenlager geworfen, sein Arzt ihm dringend Ruhe anempföhlen, und er sich daher zu seinem großen Schmerze verhindert sehe, seinem geliebten Vater die letzte Ehre zu erweisen. Zugleich ersuchte er ihn, seine Gattin und Tochter nach Aver Court zu begleiten, und dadurch das Maß der Verpflichtungen, welche die Familie Relydale ihm bereits schulde, voll zu machen.

Der junge Mann zeigte diesen Brief Miß Relydale welche ihn mehrere Male las, und ihn zurückgebend sagte:

„Wie wäre ich wohl ohne Ihren Beistand hier fertig geworden, Mr. Hope!“

„Meine ganzen Dienste verdienen kaum Ihren Dank, Miß Relydale! Auch war ich, was ich gethan, dem verstorbenen Baronet, — meinem verstorbenen Freunde — schuldig!“

„Ja, ja, er war Ihr Freund, er schätzte Ihre Freundschaft höher als Sie ahnen, mehr als Sie jemals erfahren werden!“

Sie hatte diese Worte in heftiger Erregung, mit Thränen in den Augen, gesprochen, und Archibald unterdrückte daher die so natürliche Frage, weshalb er den ganzen Umfang von Sir William's Freundschaft nicht erfahren solle. —

Gleich nach der stillen Beerdigungsfeier wurden die Vorbereitungen zur Abreise nach Carrisford getroffen. Archibald Hope that dies mit schwererem Herzen, als er selbst sich eingestehen wollte, denn dieser Abreise mußte bald auch die Trennung von Eleanor Relydale folgen, von ihr, die in der Zeit ihres Beisammenseins in Torquay gelehrt hatte, zu ihm als Tröster, Rathgeber und Freund vertrauensvoll aufzublicken. Auch hatte der tägliche Umgang mit den Frauen ihm längst gezeigt, daß unter ihnen jedes Einverständniß fehlte, daß dieses auch nicht herzustellen war, daß Eleanor ihre Stiefmutter mit unverkennbarem Mißtrauen betrachtete. —

Eine Stunde vor der Abreise aus dem schönen Devonshire erhielt Archibald Hope einen Brief, der ihn auf Augenblicke seine liebliche Schutzbefohlene vergessen machte, dessen

Inhalt jedoch auch für sie von Interesse sein mußte. Er verschwieg ihr denselben jedoch für den Augenblick und erst als der Eisenbahnzug sie von Torquay entführte und den vielen verschiedenen Erinnerungen, die sich für Alle an diesen Badeort knüpften, sagte er, den Brief aus der Tasche herausnehmend:

„Ich habe heute Nachrichten von meinem Bruder erhalten!“

„Ist er in England?“ fragte Eleanor mit ungewöhnlicher Hast.

„Nein, er befindet sich auf dem Wege nach Westindien,“ entgegnete Archibald, „wo er sich niederzulassen gedenkt. Mit diesem Lebenszeichen von ihm selbst, Miß Relydale, schwindet der letzte Schatten des Geheimnisses zwischen uns!“

„Das ist wahr,“ entgegnete Eleanor nachdenklich, indeß Lady Relydale sagte:

„Darf ich den Brief lesen, Mr. Hope? Ich habe gleichfalls Ihren Bruder lange gekannt und mich stets für ihn interessiert.“

Hope gab ihr den Brief, sie durchflog ihn hastig.

„Er wird nicht wiederkommen, Elley,“ sagte sie dann, nachdem sie zu Ende gelesen, „er schreibt es hier selbst in seinem Briefe!“

„Glauben Sie das gleichfalls?“ fragte Eleanor, sich an Archibald Hope wendend.

„Da ich den Charakter meines Bruders, seine Vorliebe für Abenteuer, Veränderungen und eine aufregende Lebensweise kenne, bezweifle ich, daß er sich irgendwo bestimmt niederlassen wird. Ich würde mich über seinen Brief weniger freuen — denn, Miß Relydale, meine Gefühle sind von den Ihrigen verschieden — wenn ich die Gewißheit hätte, daß er England auf immer verlassen.“

„Erwähnt er seines Streites mit meinem Vater?“

„Nein, mit keinem Wort!“

„Er hält also sein Versprechen und ahnt nicht, daß Sie schon Alles erfahren haben. Gestatten Sie mir ebenfalls den Brief zu lesen, Mr. Hope?“

„Ich wollte Sie darum bitten, Miß Relydale!“

Lady Relydale reichte ihrer Stieftochter den Brief, welche, sich in die Wagenecke zurücklehrend, das mehrere Seiten lange Schreiben zu studiren begann.

Während sie so dasaß, richtete Archibald seine Blicke auf sie, sich, wie er schon mehrfach gethan, die Frage vorlegend, ob es wohl eine Zeit gegeben, wo Eleanor Relydale gegen den Schreiber des Briefes zärtliche Gefühle gehegt, da dieser sie doch schon lange und leidenschaftlich geliebt.

Das Schreiben, in offener, freimüthiger Sprache gehalten, wenngleich es die Abenteuer und Ereignisse der letzten Nacht in Carrisford verschwieg, enthielt zuerst Entschuldigungen, daß Maurice seinen Bruder so plötzlich verlassen, und daß seine Abwesenheit von Paris ihm Besorgniß verursacht habe, wie er durch die feinewegen angestellten Nachforschungen erfahren, denen er schnell durch sein persönliches Erscheinen ein Ende gemacht. Er erwähnte mit wenigen Worten seiner früheren Stellung in Paris, der er ganz und gar entsagt habe, verschwieg jedoch, wo er nach seiner Entfernung von Carrisford sich aufgehalten, und fügte hinzu, daß er Europa auf längere Zeit zu verlassen gedenke, um in Amerika ein neues, thätiges Leben zu beginnen, von dem er aber erst, wenn es ihm gelungen, einen dauernden Aufenthalt zu finden, an seinen Bruder berichten werde.

So ungefähr lautete der Brief, den Eleanor Relydale zweimal zu Ende gelesen, bis sie ihn ihrem Reisegefährten zurückgab, indem sie sagte:

„Ich erkenne in diesem Schreiben kaum den Maurice Hope, dessen einziges Streben danach ging, mich unglücklich zu machen! — Wenn der Brief Wahrheit enthält, und ich will es mit Ihnen glauben, so ist jedenfalls eine Veränderung mit ihm vorgegangen, die auch mich vielleicht noch auf Glück hoffen läßt!“

„Rechne nicht darauf, Elley,“ bemerkte Lady Relydale mit scharfer, heiserer Stimme. „Er kennt keine Großmuth, es war kein Fünkchen davon in ihm, als er Job Tritton's Waldwohnung verließ!“

„Dennoch will ich seinen Worten glauben, will glauben, daß Maurice in der neuen Welt ein neues, besseres Leben beginnt!“

„Ich danke Ihnen für diesen Glauben, der sich gewiß erfüllen wird!“ entgegnete Archibald, mit tiefer Bewegung das schöne bleiche Wesen in der tiefen Trauer betrachtend, dessen Beschützer und treuer, aufopfernder Freund zu sein, so lange sie selbst es zuließ, er sich fester denn je vornahm.

Drittes Buch.

Die Erbin von Awer Court.

Erstes Kapitel.

Die Heimkehr.

Der kurze Herbsttag war längst zu Ende gegangen, als der Reisewagen, der an der letzten Station vor Awer Court glücklicherweise zu verschaffen gewesen, in Carrisford hineinrollte, und die Aufmerksamkeit der hin und wieder noch wachen Bewohner erregte, welche vor die Thüren und an die Fenster eilten, um zu sehen, wer noch so spät dem Herrenhause einen Besuch zugebacht. Von Miß Relydale's und ihrer Stiefmutter Rückkunft hatte man noch nichts vernommen, und zu ihrer großen Ueberraschung erkannten daher einige Dorfbewohner beim Scheine der Laternen die wohlbekannte Gestalt des mürrischen, stets verdrießlichen Job auf dem Boocke.

Im Wagen selbst hatte während der ganzen letzten Fahrt tiefes Schweigen geherrscht, denn die wenigen Insassen desselben waren nur allzusehr von ihren Gedanken in Anspruch genommen. Als sie jedoch die ersten wohlbekannten Häuser erreichten, legte plötzlich Lady Relydale die Hand auf den Arm ihrer Stieftochter und sagte mit ungewöhnlich heiser klingender Stimme:

„Eleanor, hier sind wir in der Heimath angelangt!“

„Ja, in der Heimath!“ entgegnete diese mit einem tiefen Seufzer, denn der Gedanke, daß diese, seit sie zum letzten Male hier war, eine andere geworden, machte sich in seiner Traurigkeit immer wieder bei ihr geltend.

Archibald Hope war durch diesen Seufzer, wie durch die vorhergegangenen Worte, aus tiefem Sinnen geweckt worden.

Er hatte ebenfalls der Veränderung gedacht, die vorgegangen und ihm so große Verpflichtungen auferlegt; aber auch Sir William's Worte waren ihm eingefallen, daß nach seinem Tode seine Enkelin in steter Gefahr schweben werde.

„Ich fürchte fast, wir werden Sir Richard stören,“ begann nochmals Lady Relydale, „und ich bebaue, daß wir nicht noch eine Nacht unterwegs geblieben sind.“

„Nach dem traurigen Ereigniß, das so kürzlich stattgefunden, muß nach meiner Ansicht Sir Richard sich freuen, seine Tochter wiederzusehen,“ erwiderte Archibald Hope.

„Da er aber krank ist, und immer sehr reizbar war, versetzt ihn gewiß unsere späte Ankunft in üble Laune, denn Sir Richard, das dürfen Sie nicht vergessen, ist ebenso excentrisch, wie alle seine Vorfahren es gewesen!“

Dieser Bemerkung folgte keine Antwort; da aber gerade jetzt der Wagen eine Biegung des Weges verfolgte, ließ Miß Relydale das Fenster herab und blickte hinaus.

„Kind, was hast Du?“ fragte die scharfe, heisere Stimme ihrer Stiefmutter. „Kannst Du nicht noch einen Augenblick ruhig warten?“

„Gleich liegt das Haus vor uns, und ich will sehen, ob noch einige Fenster desselben erleuchtet sind. O! das liebe alte Awer Court mit seinen schönen hohen Buchen, und der liebe alte Mann, der so gern unter ihnen weilte, und den ich nun nimmer, nimmer wiedersehen werde!“

Das Angesicht in ihren Händen bergend, brach Eleanor in Thränen aus.

„Wie thöricht von Dir, jetzt, wo Alles vorüber ist, noch solche Reben zu führen!“ versetzte unmuthig Lady Relydale. „Auch finde ich nicht, daß wir den Verlust so sehr zu beklagen haben!“

Raum waren diese herzlosen Worte gesprochen, als Eleanor Archibald Hope's Arm ergriff und hastig hervorstieß:

„Das Haus — Awer Court — großer Himmel! sehen Sie doch!“

„Ist Feuer in demselben ausgebrochen?“ fragte ruhig Lady Relydale.

„Nein — nein! aber alle Fenster sind erhellte, es scheint daselbst Gesellschaft zu sein! O, mein lieber, alter Großvater, wie konnte man Dich doch so schnell vergessen!“

Auch Archibald Hope hatte aus dem Fenster geblickt und die Worte seiner Gefährtin bestätigt gefunden. Er sah nicht allein, daß hinter den hellen, herabgelassenen Vorhängen zahllose Lichter brannten, sein scharfes Auge konnte auch die Bewegungen vieler versammelter Menschen unterscheiden.

„Er hat vielleicht einige Freunde bei sich gesehen,“ bemerkte die nunmehrige Gebieterin von Awer Court, „denn er liebt die Geselligkeit und ist immer ein gastfreier Mann gewesen!“

Eleanor hatte das Fenster schon wieder geschlossen und ihr Haupt in die Kissen zurückgelehnt, denn die verschiedenartigsten Gedanken, Vergangenheit und Zukunft betreffend, stürmten auf sie ein und machten wiederum ihre Thränen — heiße, bittere Thränen — unaufhaltsam fließen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

Novelle von Carl Daxrow.

(Fortsetzung.)

„Nach dem Wenigen, was ich bis jetzt zu beobachten Gelegenheit hatte, scheint sie mir nicht abgeneigt. Das Fehlende wird uns die Liebe lehren.“

„Auch die glühendste Liebe muß geprüft werden, ob sie den Stürmen des Lebens Stand hält. Und die Stürme werden nicht ausbleiben; denn die Gegensätze Eurer Naturen sind zu stark. Abgesehen von der Verschiedenartigkeit der Religion, der Neigungen, der Lebensweise und der Sitten, — Du bist ein eigenartiger Charakter, kühl und gemessen, es müssen schon gewaltige Momente sein, die Dich aus Deiner ersten Ruhe reißen und den Vulkan in Deinem Innern zum Ausbruch zwingen, so daß er alle Dämme überfluthet; und die Deutsche scheint ein empfindsames, schwärmerisches Gemüth, jedem Eindruck offen, unfähig, sich zu beherrschen. Sie wird „Weiß“ schreien, wenn Du „Schwarz“ rufst, sie wird zu Hause in anmuthiger Umgebung einen deutschen Roman lesen, während Du im kalten Norden Deine Karsthierde exerzieren läßt.“

Der junge Mann fuhr einige Male mit der Rechten ordnend durch das dunkelgelockte Haar. Unruhig schritt er im Zimmer auf und ab.

„Ueberlege Dir's, mein Sohn!“ mahnte Frau Amaranti, „Du willst eine deutsche Frau nehmen, das ist gut, aber es eilt nicht damit!“

„Per d'io, Mutter!“ rief der junge Mann, „es ist mir, als riefe eine Stimme in mir: „Diese ist's und keine andere!“

„Lerne noch andere Frauen kennen! bewege Dich öfter in Gesellschaften, wo Du Frauen kennen lernst. Bilde Dir noch mehr Urtheile und Ansichten, lerne noch genauer vergleichen, scharfer unterscheiden!“

„Und während dieser Zeit verliere ich vielleicht den Juwel und gewinne trotz alles Prüfens und Sondirens einen Kieselstein!“ antwortete Lorenzo mit einem bitteren Lächeln.

„Nun wohl, mein Sohn, handle nach Deinem eigenen Ermessen! es ist gegen meine Grundsätze, in Bezug auf die Wahl Deiner Lebensgefährtin Dir irgend welche Vorschriften zu machen. Mein mütterlicher Rath aber soll Dir niemals fehlen.“

„Ich danke Dir, Mutter!“ versetzte Lorenzo. „Ich betrachte Deine heutigen Andeutungen als solche und werde dieselben daher in Erwägung ziehen.“

Er küßte der Mutter die Hand und zog sich in das Nebenzimmer zurück, um sich zur Ruhe zu begeben.

V.

Wenige Tage später saß Agnes mit einer Handarbeit beschäftigt am Fenster. Ihr Gesicht erschien bleich, von einem träumerischen Zuge verschönt. Oft ließ sie die Nadel ruhen und sinnend starrte sie dann über die Arbeit vor sich hin. Jener Abend, an welchem sie dem heimlich Geliebten

eine Arbeit ihrer Hände übergeben, hatte über ihr Schicksal entschieden. Sie war sich klar bewußt, daß sie den schönen kraftvollen jungen Mann mit einer Gluth liebte, deren sie sich nie für fähig gehalten und daß ihre gesammte Zukunft sich nach dieser Neigung ihres Herzens, wie die Magnethölzer nach dem Polarstern richten müsse.

Ihre augenblickliche Verstimmung entsprang der Wahrnehmung, daß es schlimmer als je um ihr kaum erblühtes Liebesglück stand. Amaranti hatte sich seit jenem Abend in ihrem elterlichen Hause nicht wieder blicken lassen. Die Menagerie war geschlossen. Es hieß, die Italicner seien im Einpacken begriffen und würden in den nächsten Tagen abreisen, da die geringe Einnahme einen längeren Aufenthalt nicht mehr lohne.

„Werde ich ihn wiedersehen?“ fragte sie sich immer wieder von Neuem, „und wann? Nimmt er wohl ein Interesse an mir? Wird er nicht wenigstens kommen und mir — nein, uns Allen ein Lebewohl sagen?“

Sie schüttelte leicht den Kopf. Was lag dem sorglosen, keck in die Welt hinaus schweifenden begüterten jungen Mann wohl an einem stillen einfachen Mädchen? Mußte sie nicht zufrieden sein, wenn er die Zeichnung hin und wieder aus seiner Briestafche nahm, und indem er sie betrachtete, sich ihrer erinnerte?

Der Eintritt ihres Vaters unterbrach ihren Gedankengang. Der Rath winkte ihr freudestrahlend zu. Er hielt einen Brief in der Hand. In seinem Wesen lag eine gewisse Feierlichkeit.

Schon der Umstand, daß der Vater sein Arbeitscabinet zu so ungewohnter Stunde verließ, verkündete ihr, daß etwas Wichtiges vorgefallen war.

„Agnes!“ nahm er, den Brief emporhaltend, das Wort. „Rathe mir mal, von wem ich dieses Schreiben habe?“

Eine plötzliche Ahnung durchzuckte sie. Siedend heiß strömte das Blut zum Herzen und in die Wangen.

„Von unserem Referendar, Väterchen?“ löste es sich stockend von ihren Lippen. „Oskar Nauendorf! wie?“

Clarus schüttelte mit einer etwas unmuthigen Bewegung den Kopf.

„Ich wünsche, liebe Tochter, daß Du Dir den Referendar aus dem Sinn schlägst!“ rief er. „Kurz und gut, es muß sein. Der Menagerie-Besitzer, Herr Lorenzo Amaranti, hat soeben um Deine Hand angehalten!“

Der Jungfrau war es plötzlich, als habe der Himmel sich gespalten und sie blickte in ein Paradies voll unbeschreiblicher Wonne und Freuden. Die Welt drehte sich in einem tollen Wirbel um sie. Ihr Herz legte sich hörbar zu klopfen. Sie legte die Rechte auf die wogende Brust und stammelte kaum hörbar:

„Um meine Hand, Papa?“

Der Oekonomierath faßte ihr Benehmen vollständig falsch auf.

„Nun ja!“ rief er mit einiger Ungebulb, „hier ist der Brief. Was ist da zu verwundern? Er hat Dich gesehen, kennen gelernt und liebt Dich! Du mußt den Referendar aufgeben!“

„Er liebt mich, Papa? steht das wirklich in dem Brief?“

„Dies selbst. Und Kind, ich meine, Du überlegst nicht allzulange. Es ist eine vortheilhafte Partie, wie sie sich Dir so bald nicht wieder bieten dürfte. Wir müß'n der Vernunft Gehör geben, liebe Agnes. Daß es Dir nicht gleichgiltig ist, Oskar fahren zu lassen, glaube ich gern. Allein es muß sein. Das Glück Deiner Zukunft verlangt es. Oskar Nauendorf ist im Vergleich zu dem Menagerie-Besitzer eine Null. Du weißt ja selbst hinlänglich, wie es mit ihm steht?“

„Ja, lieber Vater!“

„Nun wohl — also?“

„Ich bin bereit, Signor Amaranti's Gattin zu werden!“

„So? ei! das freut mich in der That!“ rief der Rath überrascht, „Du bist mein braves Kind, Agnes! ich darf also Herrn Amaranti schreiben, daß die Verlobung nächsten Sonntag stattfinden kann?“

„Ich bin mit Allem einverstanden, lieber Papa!“

Sichtlich erfreut, umarmte der Rath seine Tochter, um sich dann zu seiner Ehehälfte zu begeben und ihr die Unterredung mit Agnes mitzutheilen, eine so wohlgezogene, vernünftige und gehorsame Tochter zu haben.

Agnes, die sich so plötzlich und unerwartet am Ziel ihrer Wünsche sah, schwamm in einem Freudenmeere.

Nur in seltenen Momenten, wenn Agnes sich die Eigenthümlichkeit der Umstände, unter denen dies Alles vor sich gegangen, sowie die verschiedene Lage der beiderseitigen Verhältnisse vergegenwärtigte, wollte es sich wie ein dunkler Schatten auf ihr bis dahin so klares und reines Gemüth legen. In solchen Momenten gelobte sie sich dann, alles aufzubieten, um etwaige Differenzen auszugleichen. Sie wollte ihrem Manne die zärtlichste Gattin, seinem Hauswesen die tüchtigste Stütze sein. In die fremdartigen Verhältnisse würde sie sich bald hineinfinden. Einige Kenntnisse in der italienischen Sprache besaß sie bereits und die Schätze an Gemüth und Herz, deren sie sich bewußt, waren sicher auch nicht gering anzuschlagen. —

Der Sonntag kam heran und mit ihm die wichtige Stunde, in welcher zwei Seelen, deren Grundzüge und Lebensrichtung in jeder Weise verschieden, für die Ewigkeit verbunden werden sollten.

Die dem Hause nahestehenden Freunde und Verwandten erschienen, unter den letzteren auch der Justizrath Pomberg mit Gattin und Tochter. Rosalie hatte eine einfache, aber geschmackvolle Toilette gewählt. Sie theilte ihrer Cousine mit, wie man in der Stadt im Allgemeinen über die projectirte Verbindung denke. Die Einen fanden die Partie höchst passend und lebensfähig, Andere hätten ihre Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Amaranti nicht bereits in seinem Heimathlande eine seinem Charakter und seinen Verhältnissen näherstehende Wahl getroffen. Es lag eine gewisse Bitterkeit in ihren Worten, welche der Tochter des Hauses nicht entging und ihr Manches zu denken gab.

Zur bestimmten Stunde trat Amaranti mit seiner Mutter ein. Die Letztere hatte bereits wenige Tage vorher im Laufe des Deconomierathes einen Besuch gemacht, so daß der Weg zur nähern Bekanntschaft gebahnt war. Der Italiener war,

wie immer, gemessen, höflich, galant und zuvorkommend gegen die ihm bestimmte Braut und voll achtungsvoller Aufmerksamkeit gegen die Eltern derselben.

Der alte Rath hielt in seiner jovialen Weise eine kleine Anrede, welche mit der feierlichen Bekanntmachung des Verlöbnisses schloß.

Amaranti sowohl, als Agnes nahmen die Glückwünsche der Versammlung mit liebenswürdiger Freundlichkeit auf und spät in der Nacht erst trennte man sich. Die Gäste saßen in der Ueberzeugung, daß alle Bedingungen für das Glück des jungen Paares in reichem Maße vorhanden seien.

Am folgenden Tag reiste Frau Amaranti mit der Dienerschaft ab, während der Sohn in dem Städtchen zurückblieb und nach wie vor in dem Borussia-Hotel wohnte. Es war beschlossen worden, daß die eheliche Verbindung der jungen Leute nach vier Wochen mit Beobachtung aller unter den obwaltenden Umständen gebotenen Formlichkeiten stattfinden sollte. Unmittelbar darauf wollten die Vermählten die Reise durch die Schweiz und Italien nach Palermo antreten, wo Lorenzo sein junges Weib in die ihr bestimmte neue Heimath einführen sollte. —

In der That fand die Hochzeit an dem bestimmten Tage zum großen Erstaunen derjenigen Einwohner des Städtchens statt, welche noch immer an dem wirklichen Zustandekommen des „seltsamen Ehebundes“ gezweifelt hatten. Zu diesen Letzteren zählte auch der Referendar Nauendorf, welcher seinen Freunden mit den schlagendsten Gründen bewies, daß die Verbindung eines so zarten, empfindsamen und gefühlvollen Mädchens wie Agnes Clarus mit einem heißblütigen, unter Thieren aufgewachsenen und unzweifelhaft rohen und brutalen Südländer nothwendig die schlimmsten Folgen nach sich ziehen müsse. —

Es hatte indessen den Anschein, als sollten alle diese Befürchtungen nach keiner Richtung hin in Erfüllung gehen. Lorenzo war der aufmerksamste, zärtlichste Ehegatte, den man sich denken konnte. Mit der liebevollsten Zuvorkommenheit sorgte er während der Reise für alle erdenklichen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Nichts war in seinem Wesen, welches nicht den kenntnißreichen, welterfahrenen und zart-sinnigen Mann bezeichnet hätte. Alle die reizenden Landschaftsbilder der Schweiz, die sie berührten, kannte er bereits aus früherer Anschauung. Ebenjowenig fremd war ihm das Wunderland Italien mit seiner großartigen geschichtlichen Vergangenheit. Das kurze Paar brachte vierzehn Tage in Venedig, volle sechs Wochen aber in der ewigen Stadt zu, wo der junge Ehemann mit einer Suchkenntniß, welche für seine Gattin geradezu etwas Unbegreifliches hatte, den Erklärer der unvergänglichen Baubauwerke und Kunstschätze machte. „Ich bin nicht bloß Thierbändiger, ich bin auch Cicerone!“ sagte er scherzend, als Agnes ihm ihre Verwunderung aussprach, „und wie ich mir schmeicheln darf, kein gewöhnlicher.“

Das Haus, welches die Amaranti's auf Palermo bewohnten, lag keineswegs an der Piazza marina, wie Kreisgerichtsdirectorin Nauendorf aus sicherer Quelle hatte wissen wollen, denn diese reizende Promenade wird fast durchgängig von Palästen eingefast, in denen die Elite des sicilianischen Adels wohnt. Es lag vielmehr in einer der zahlreichen Nebenstraßen und zeichnete sich durch eine einfachere Bauart und geschmackvollere Ornamentik vortheilhaft vor der schwermüthigen Prunkucht aus, welche die meisten Häuser der vor-

nehmen Welt Palermo's zeigen. Es hatte zwei Stodwerke. An jedem sprang einer jener Eisenbalcons im Rococostyl vor, ohne welche man sich nun einmal in der sicilianischen Hauptstadt kein Haus von einiger Bedeutung denken kann. Ein prächtiger parkähnlicher Garten mit Drangen-, Granat- und Delbäumen, Oleander- und Myrthengebüsch und echten Pistacien lehnte sich an die Hinterfront. Eine Allee von hochstämmigen Apfelsinenbäumen mit weit ausgebreiteten Kronen führte in den Garten *Flora reale*, in welchem sich die elegante Welt täglich in den Vormittagsstunden zu versammeln pflegte.

Die Zimmer waren größtentheils im orientalischen Geschmack eingerichtet. Jedes einzelne verrieth den enormen Reichtum des Menagerie-Besizers. Türkische Teppiche bedeckten den Mosaikboden. Die Plafonds zeigten sich von reicher architektonischer Verzierung. Von den Gobelin-Tapeten, welche den größten Farbenreichtum und fast den Effect von Gemälden darboten, hoben sich in prachtvollen Goldrahmen die Meisterwerke der italienischen Schule ab. Portieren mit kunstvoller Stickerei trennten die Zimmer von einander. Kein Mangel an schwellenden Caneusen, seidenen Divans, zierlich geschnitzten Schränken, Stageren und Gueridons, wie sie eben nur in Palermo gefertigt werden, zeigte sich. Die Kippes bestanden aus prächtigen chinesischen Vasen und Perlmutterarbeiten, indischen Elfenbeinschnitzereien, japanischen Metallkästgen und Dosen von der feinsten Arbeit. Alles dies wurde in Abwesenheit des Signor Amaranti und seiner Mutter von einer zuverlässigen, ergebenen Dienerschaft verwaltet, an deren Spitze ein Haushofmeister, ein ehemaliger Soldat der sicilianischen Linien-Infanterie, Matter Mazarra, stand. Er war von starkem, regelmäßigem Körperbau und repräsentirte in seinem Wesen den Nationalcharakter der Sicilianer in seinen Grundtypen. Sein olivenfarbiges Antlitz drückte zugleich Gutmüthigkeit und Arglist aus. Er zeigte sich ebenso häufig dienstfertig wie gleichgiltig, stolz gegen seine Untergebenen und von kriechender Demuth gegen die Herrschaft. Sein feuriges Auge streifte die Gestalt der jungen Deutschen, während er sich tief verneigte, mit einem trockig lüchlichen Blick. Er schien zu sagen: „Auch vor dieser Fremden soll ich mich beugen? nimmermehr!“

Agnes wurde hiervon nichts gewahr, da ihre Aufmerksamkeit durch die vielen neuen Gegenstände rings umher vollständig in Anspruch genommen war.

Die junge Frau hatte ihre Ungebulb, die neue Heimath zu sehen, nicht länger zu bemeistern gewußt. So hatte man in dem reizenden Neapel nur acht Tage zugebracht und war, nachdem man die schönsten Punkte der Umgegend gleichsam im Fluge berührt, nach Sicilien aufgebrochen. —

Ob die junge Frau Alles ihren Erwartungen entsprechend oder dieselben noch übertroffen fand, wäre schwer zu sagen gewesen. Thatsache war, daß einige Einrichtungen nach deutscher Weise bereits in den nächsten Tagen von ihr getroffen wurden, was bei der Dienerschaft eine gewisse Verstimmung, bei Amaranti dagegen sichtlich Freude hervorrief. Gerade das deutsche Element wollte er ja in seiner Häuslichkeit wie in seinem Familienleben eingeführt wissen. So konnte er jedes darauf gerichtete Bestreben seiner Gattin nur von Herzen willkommen heißen.

Daß es dem jungen Ehemanne mit der Einigkeit und dem stillen Frieden eines glücklichen Ehelebens vollkommener Ernst sei, erfuhren übrigens nicht bloß die zur strikten Be-

folgung jedes Befehles der jungen Frau angewiesenen Diensthofen, sondern auch die in Palermo wohnenden Freunde und Bekannten der Familie Amaranti. Machtlos prallten die kleinen Redereien und Sticheleien über „die so weit hergeholte Lebensgefährtin“ an dem starken Selbstbewußtsein des Hausherrn ab. Obgleich Mann der Deffentlichkeit, schien ihm doch nicht das Geringste daran zu liegen, daß die Gattin bei ihrer Unbekanntschaft mit den Gebräuchen und der Sprache des neuen Heimathlandes in den gesellschaftlichen Kreisen der Hauptstadt weder den Ton anzugeben, noch in entsprechender Weise die Honneurs zu machen verstand.

Es war, als sei Amaranti vollkommen zufrieden mit dem stillen Ruhm, den Agnes als Königin seines Herzens und seines Hauses behauptete. Freilich war er zu felsenfest von ihrer Liebe überzeugt, als daß er nicht die begründete Hoffnung hätte hegen dürfen, sie werde sich in der kürzesten Frist alles ihr Fehlende aneignen und in die Verhältnisse mit Leichtigkeit einleben.

Die Menagerie war noch immer unterwegs. Erst nach Ablauf der Flitterwochen, also mindestens nach einem halben Jahre, wollte Lorenzo zu ihr stoßen, die Mutter ablösen und die Vorstellungen in der Böwendressur mit neuem Glanze wieder eröffnen.

Nichtsdestoweniger fehlte es dem jungen Ehemanne keineswegs an Arbeit. Die geschäftliche Correspondenz mit Scipio, seinem Intendanten, der Ankauf, die Beschaffung und der Versandt neuer Exemplare — Lorenzo besaß auch in Palermo einen Thierpark — nahmen immerhin einen Theil des Tages in Anspruch. Doch widmete er der Gattin jede freie Stunde, wie er überhaupt bemüht war, jeden ihrer leisesten Wünsche zu erfüllen.

Die junge Frau war glücklich; sie mußte es sein, ihr eigener Verstand sowohl, als ihre Umgebung riefen es ihr täglich, stündlich zu. Wer wollte mit ihr rechten, daß sie es nicht vollkommen war? Sind es nicht zumeist die Frauen, welche den Satz bewahrheiten, daß das Menschenherz ein ungenügsames, nimmer rastendes Ding ist, das Menschenleben ein Wünschen, Hoffen und Streben ohne Ende ist, daß die Gewährung jedes Wunsches stets neue Wünsche erzeugt? Wie häufig sieht ein Mann in seiner Idee sich auf der Höhe der Situation, während die Frau den starken Glauben an seine schöpferische Kraft durch kleinliche Kriteleien und Prä-tensionen erschüttert!

Was war es nun aber, das die junge bezaubernd schöne Frau so häufig in träumerisches Sinnen versinken ließ? Woher stammte der leise, kaum merkliche Schatten auf ihrer Stirne, der verlöschende Ausdruck ihres Auges? Sie hatte mit der Klarheit und Schärfe einer liebenden Seele die Entdeckung gemacht, daß Lorenzo ihre glühende Neigung nicht in gleichem Maße erwiderte.

„Er liebt mich nicht so, wie ich ihn liebe, trotz alle und alledem nicht!“ rang es sich täglich wohl ein Duzend Mal von den bebenden Lippen. „Wann hätte es jemals feurig und leidenschaftlich aus seinem Munde geklungen: Ich liebe Dich, Agnes, unaussprechlich, zum Sterben! — glühend? Nein, er ist dessen nicht fähig und darum sagt er es nicht. Denn sein Wesen ist Wahrheit und er würde lieber sterben, als daß er eine Lüge sagte.“

Es lag etwas Wahres in diesen Klagen der jungen deutschen Frau. In Amaranti's Wesen schien nicht die

leiseste Spur von Leidenschaftlichkeit vorhanden. Sein Handeln und Denken schien sich in vollkommener Uebereinstimmung zu befinden. Sein Wesen erhielt dadurch den Anschein einer gewissen Kälte und Verschlossenheit, welche Eigenschaften ihm vielleicht fern liegen mochten, doch aber die Veranlassung waren, daß Agnes nie auf den Grund seiner Seele schauen zu können vermeinte, und daß es ihr stets war, als stehe ein fremdes Element zwischen ihr und dem Gatten.

Von seiner Liebe zu ihr war die junge Frau vollkommen überzeugt, wie sie auch sehr wohl wußte, daß sie der Gegenstand seiner ersten Neigung und eine Untreue seinerseits kaum denkbar war. Allein, was sie bei der gänzlichen Abwesenheit irgend einer anderen Sorge oder Befürchtung tief und schmerzlich empfand, war, wie gesagt, die Wahrnehmung des Unterschieds zwischen seiner und ihrer Liebe; denn während die seine sozusagen einer Bluthschlange glich, die sich träge unter der Asche fortwälzte, war die ihre dem ewig brausenden und stürmischen Feuer des Bewußtseins vergleichbar, das nur einer Gelegenheit harrete, um in wilder dämonischer Flamme hervorzubrechen.

Sonach waren die Wünsche, welche das phantasiervolle Mädchen in Bezug auf die Eigenschaften ihres zukünftigen Gatten gehegt, nur zum Theil in Erfüllung gegangen. Wohl war neben der Reinheit und Frische einer unentweiheten Jugend der reiche gebildete Geist vorhanden, aber das glühende, in leidenschaftlicher Liebe zerschmelzende Herz fehlte. Lorenzo war in jeder Beziehung ein vortrefflicher Ehemann, aber kein feuriger Liebhaber. Er war es nie gewesen und schien nicht im Geringsten fähig, es je zu werden.

Hätte sie eine größere Weltkenntniß, eine gereifere Auffassung des männlichen Charakters besessen, so würde sie in diesem Umstande die sicherste Bürgschaft für ein dauerndes Eheglück erkannt haben. So aber wollte der Gedanke, daß dem Baume ihres Lebens eine der schönsten Blüten fehlte, nicht von ihr weichen. Er nahm durch ununterbrochenes Erwägen und Betrachten einen krankhaften Charakter an. Ihre immerhin ein wenig fehlerhafte Einbildungskraft mischte sich hinein. Es hätte nur eines unbedeutenden Anlasses Seitens des Gatten bedurft, so hätte sich das fortwährend variierte Thema: „Er liebt mich nicht, wie ich's verdiene!... ich gebe Alles hin und erhalte nichts dafür!“ zur fixen Idee bei ihr ausgebildet.

Die Conflictte, welche unter diesen Umständen nothwendig entspringen mußten, blieben nicht aus. Es war sicherlich Lorenzo's Verdienst, daß sie bisher keinen ersten Charakter angenommen hatten.

Die junge Frau vermochte sich nicht zu der großartigen Anschauungsweise ihres Gatten zu erheben und dieser war zu wenig Frauenkenner, um sie ganz zu verstehen. Ihr Wesen nahm eine gereizte Färbung an. Amoranti, weit entfernt, den wahren Grund zu ahnen, schob es auf Rechnung einer körperlichen Ursache.

So saß sie eines Nachmittags in melancholisches Simmen versunken am Fenster ihres Boudoirs, das nach dem Parke hinauslag. Draußen ruhte der Frühlingssonnenschein auf den Blüthenkrönen der Orangen- und Granatbäume. Ge-

heimnisvolle, berauschende Düfte umwogten sie. Goldgeflügelte Falter schwirrten über den farbensprühenden Blüten. Durch ihre Seele zog es wie eine dunkle Ahnung, daß sie trotz der bezaubernden Natur rings umher hier doch nie ihre wahre Heimath finden werde.

„Vielleicht würde Sicilien mir als ein Zauberland erscheinen, wenn ich die Liebe meines Gatten ganz besäße,“ flüsterte sie mit einer Thräne im Auge vor sich hin.

Da theilte die schwere, gestickte Portiere sich auseinander. Ein rascher, elastischer Tritt näherte sich und eine wohlgepflegte Hand legte sich auf die Schulter der jungen Frau.

„Du bist's, Lorenzo?“ fragte sie leise, indem sie das schwermüthige Antlitz ihm zuwandte. „Ich habe Dich heute so früh nicht erwartet.“

„Du solltest nicht so viel am offenen Fenster sitzen,“ gab Lorenzo im Tone zärtlicher Besorgniß zur Antwort, „die Luft weht kühl vom Meere herüber. Ja, Agni, Du wunderst Dich mit Recht, daß ich Dich zu einer Stunde besuche, welche sonst der Arbeit geweiht ist. Nun siehe! Der längst erwartete Kameeltiger ist endlich angekommen. Ich war bei der Aussehung zugegen. Es ist eines der schönsten Thiere, die ich je gesehen. Prächtige, goldgelbe Mähne, ausgezeichnetes Haar, nach den Spitzen fahlbraun und tiefschwarz, schlankes Weichen, gedrungener Gliederbau! Augen wie Feuer, und ein Kopf, so ausdrucksvoll, wie der des Apoll in Belvedere! Ich konnte nicht umhin, sofort hierher zu eilen, um Dich mit der angenehmen Nachricht zu überraschen.“

Agnes lächelte schmerzlich. Wie selten zeigte er sich begeistert, innerlich erregt! Wenn es je geschah, warum mußte es gerade eines Thieres wegen sein?

„Eine angenehme Ueberraschung in der That, lieber Lorenzo,“ antwortete sie, schwer athmend. „Sage mir doch, hast Du Deine blutdürstigen, wilden Raubthiere lieber als mich?“

„Welche Frage, Agni! Wie kommst Du darauf?“ fragte er betroffen.

„Du hast für Dein Gethier mehr Zeit als für mich, lieber Lorenzo; Du beschäftigst Dich weit mehr mit Deinen Löwen, als mit mir. Ich muß Dich so manche schöne Stunde entbehren!“

„Aber Agni,“ wandte Lorenzo lächelnd, doch in ernstem Tone ein, „soll ich den Pflichten nicht nachkommen, die mein Beruf mir auferlegt?“

„Das ist's ja eben,“ sagte sie, unfähig, ihren Unmuth länger niederzuhalten. „Du hältst Deinen sogenannten Beruf höher als die Pflichten, die Du gegen Dein Weib hast.“

„Wie denn, höre ich recht, Agni? Was willst Du mit den Worten „sogenannten Beruf“ sagen?“

„Einen Beruf, lieber Lorenzo, nenne ich es, wenn wir uns einer Beschäftigung hingeben, die uns in den Stand setzt, zu existiren. Du zeigst der Welt die Kunststücke Deiner Löwen und erntest Ruhm und Gold dafür.“

(Fortsetzung folgt.)

Plandereien am Ramin.

Unmenschlichkeit.

Ein Gutsbesitzer in Tulaman (Südamerika), Don Manuel Bivero, sollte als Anhänger der Unidas, der Partei des ehemaligen Präsidenten Rivadavia, erschossen werden. Sein Sohn, ein Jüngling von siebzehn Jahren, begab sich zum General Quiroga nach Buenos-Ayres, und bot sein eigenes Leben für das seines Vaters. —

„Du bist Deines Lebens überdrüssig?“ fragte Quiroga.

„Ich bin erschossen, für das Wohl meiner Familie, für Vater, Mutter und sechs Geschwister zu sterben!“ erwiderte der junge Bivero.

„Nun wohl,“ versetzte der Tyrann, „ich will Dir einen Vorschlag machen; ich lasse Dir die Ohren abschneiden; verrathen Deine Mienen dabei den mindesten Schmerz, so lasse ich Dich erschießen; hältst Du aber standhaft aus, so schenke ich Dir und Deinem Vater das Leben!“

Der Jüngling ging auf den Vorschlag ein, und der Henker mußte ihm mit einem stumpfen Messer langsam die Ohren abschneiden.

Das Opfer verzog keine Miene.

Von der Standhaftigkeit und dem Muthe des Jünglings überrascht, sagte jetzt Quiroga:

„Du bist ein sehr gefährlicher Mensch, und der Vater, der solch einen Sohn zeugte, kann es nicht minder sein!“

Darauf ließ der Unmensch auch den Vater vorsehren und Beide erschießen.

Das Geheimniß.

Der Gastwirth „zum grünen Baum“ stand, sein Pfeifchen dampfend, in der Hausthür und schaute sich das Treiben auf der Straße an. Kommt zu ihm ein junger, ziemlich gutgekleideter Herr, der nach freundlichem Gruße sich erkundigt, ob er die Ehre habe, den Hausherrn vor sich zu sehen. Auf Bejahung dieser Frage spricht der Fremde mit geheimnißvoller Miene:

„Herr Wirth! Ich habe Ihnen Sachen von großer Wichtigkeit mitzutheilen.“

„Hahaha! Wüßte nicht, was mich interessieren sollte; doch lassen Sie hören!“

„Erst haben Sie die Güte und besorgen mir ein gutes Mittagessen, da ich schon einige Meilen gelaufen bin,“ bittet der Fremde.

„Vielleicht Familienangelegenheiten? Ist mein Bruder noch am Leben? Woher kommen Sie denn?“

„Alles nach dem Essen!“

Herr Grünbaum, dessen Neugierde bis zum Superlativ gestiegen war, ließ sogleich das Verlangte besorgen. Der Gast fiel wie ein hungriger Wolf darüber her. Die an ihn gerichteten Fragen beantwortete derselbe durch ein dumpfes Murren.

„Welches waren nun die Sachen von so großer Wichtigkeit?“ fragte der Wirth nach geendeter Mahlzeit.

„Was kostet die Mahlzeit?“ fragte der Fremde.

„Hat nichts zu sagen, ist gern geschehen!“

Der Fremde erhob sich und flüsterte ihm in's Ohr:

„Ich komme direct aus der Strafanstalt in Spandau, woselbst ich drei Jahre wohnte. Sollten Sie einmal dorthin kommen und das Rad der großen Maschine drehen müssen, so drehen Sie ja dasselbe recht langsam, sonst halten Sie das nicht lange aus. Ich rede aus Erfahrung. Ich danke für Alles und bitte nichts zu vergessen; denn man kann nicht wissen, ob Sie nicht bald —“

Dahin lief der Schelm. Der fast zur Bildsäule erstarrte Wirth rief dem Scheidenden nach:

„Gauner! Spitzbube!“

Ein Studentenstreich.

Ludwig Streicher war der Sohn eines Schlächters aus der Provinz, eines zwar reichen, aber übrigens höchst simplen Mannes. Ludwig aber war ein gar lockerer Zeisig; er studirte bereits in Berlin im sechsten Jahre Medicin, und machte immer noch keine Anstalten zum Doctor-Examen.

Das verdroß den Alten endlich, der schon Tausende für das Studium seines Sohnes verausgabte, und er schrieb diesem, daß er ihm nun kein Geld mehr schicken werde, bis er sein Examen bestanden habe.

Da war nun guter Rath theuer. Ludwig hatte, weil er mehr gekneipt, als studirt, mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe, und durchaus keinen Pump mehr, um sein lustiges Leben fortzuführen.

Aber ein Genie weiß sich stets zu helfen.

Eines Tages erhielt der alte Streicher einen Brief von seinem Sohne, worin dieser ihm meldete, daß er nunmehr sein Examen machen werde, und zu dieser feierlichen Handlung den Vater einlade.

Allen Groß vergessend, eilte der Vater, nachdem er für den Fall des glücklichen Ausgangs des Examins eine Rolle blanker Thaler zu sich gesteckt, nach Berlin. Der Sohn umarmte ihn tief gerührt und führte ihn am folgenden Morgen nach dem Orte, wo das Examen abfolvirt werden sollte. Es war dies ein geräumiges Wohnzimmer in der S. Straße.

Als der Schlächter mit seinem Sohne eintrat, wäre er fast wieder umgekehrt vor all' den ernstern, gelehrten Gesichtern, deren Inhaber in einem Halbkreise, Büden vor den Augen und dickleibige Folianten unter'm Arme, saßen.

Er zitterte für seinen armen Sohn.

Man begann denselben zu examiniren. Der alte Streicher saß wie auf Kohlen. Als sein Sohn aber alle Fragen beherzt beantwortete, und sich die Gesichter der Examinatoren freundlich aufhekelten, da strafte auch das seine verklärt und sein Herz athmete frei auf. Kaum war die Prüfung vorbei, so eilte er auf den gelehrten Sohn zu und schloß ihn in seine Arme mit den Worten:

„Ich gratulire Dir, Herr Doctor!“

Darauf legte er ein bedeutendes Bündelchen Geld vor ihn hin und sagte:

„Nun, thu' Dir auch etwas zu Gute, mein Sohn, so ein Examen muß eine verfluchte Geschichte sein, ist mir doch selbst ganz angst und bange dabei geworden.“

Der gehorsame Ludwig gelobte, des Vaters Wunsch sollte ihm heilig sein.

Schon am andern Tage riefen diesen seine Geschäfte wieder in die Heimath.

An demselben Tage aber fand in dem Raume, wo gestern das Examen abgehalten worden war, eine große Kneiperei zwischen dem jungen Streicher und seinen Examinatoren statt, welche alle Studenten gewesen waren.

Benjamin Franklin trug gewöhnlich eine Brille. Einst, als er mit einem Freunde in London auf der Straße ging, rieth ihm dieser, die Brille abzunehmen. — „Nein,“ versetzte Franklin, „die Brille conservirt meine Augen.“ — Kaum hatte er dies gesagt, so stieß er zufällig einen ihm entgegen kommenden Lastträger an. Dieser rief ihm ärgerlich zu: „Hol der Teufel Eure Brille!“ — „Sehen Sie,“ sagte Franklin lächelnd zu seinem Begleiter, „meine Brille hat mir schon wieder einen Vortheil verschafft: hätte ich sie nicht aufgehabt, so hätte der Kerl sicher gewünscht, der Teufel solle meine Augen holen.“